

WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 9 (01/85) Frauendenken (1985), S. 132-198
Rezensionen

Besprechungen

Rezensionen

Elisabeth Bedinter:
Emilie, Emilie: WEIBLICHER
LEBENSENTWURF IM 18.
JAHRHUNDERT
München 1984 (Piper-Verlag)

„Ein Schöngeist ist eine Geißel für ihren Mann“, schrieb Rousseau in seinem epochemachenden Erziehungswerk 'Emilie'; denn man wisse doch immer ganz genau, wer die Feder führe, wenn eine Frau arbeite. Das Ergebnis verfällt daher auch immer der Lächerlichkeit: „all diese hochtalentierten Frauen nötigen nur den Dummen Achtung ab. „

Eine 'Emilie', ein weibliches Pendant zu seinem Helden, kann es nicht geben, denn dies wäre ein Widerspruch zur 'Natur des Weibes', die ganz auf Erfüllen und Erdulden, ganz gegen abstraktes Denken und Spekulation ausgerichtet sei. Welcher Qualitäten es bedurfte, wollte eine Frau dem verordneten Schick-

sal enttrinnen, hegte sie gar Ambitionen auf eigene ernstzunehmende wissenschaftliche Leistungen, zeigt Elisabeth Badinter in ihrem Buch am Beispiel zweier Frauen des 18. Jahrhunderts, der Marquise du Chatelet und der Madame d'Epinay.

In einer Zeit, die Frauen sowohl höhere Schulbildung als auch den Zugang zur Universität verweigerte, bedurfte es in erster Linie wieder typisch weiblicher Qualitäten, nämlich Charme und Bescheidenheit, um die Verwalter der Wissenschaft zu Teilnahme und Unterweisung bewegen zu können. Emilie du Chatelet brachte beträchtliche Verstellungs- und Verführungskünste auf, um von Maupertuis, dem berühmten Verfechter des Newtonianismus in Frankreich unterrichtet zu werden. Zum zweiten bedurfte es eines Gefährten, der die Schaffenskraft und den Ehrgeiz der Adeptin unterstützte. Diesen fand die Marquise in

Rezensionen

Voltaire, der fünfzehn Jahre mit ihr lebte und arbeitete. Anfänglich Seite an Seite mit ihr für die Durchsetzung des Newtonschen Weltbildes kämpfend und dabei, wie neuere Untersuchungen ergaben, von ihrem größeren mathematisch-physikalischen Wissen profitierend, verteidigte er sie noch, als sie sich von dem gemeinsamen Ziel entfernte und mit einem großen Werk der Leibniz-Wolffschen Schule zuwandte. Man findet ihn auch 1749 an ihrem Lager, einträchtig mit dem Ehemann und Liebhaber, wo Emilie an den letzten Seiten ihres Hauptwerks, der bis heute gültigen Übersetzung der 'Principia mathematica' Newtons, arbeitet und kurz darauf an den Folgen des Kindbettfiebers stirbt. Im Vorwort der 'Principia' schrieb Voltaire: „Man steht vor zwei Wundern, dem einen, daß Newton dieses Werk geschaffen hat, und dem ändern, daß eine Dame es übersetzt und erläutert hat.“

Die rasche, glänzende Karriere und das unerschütterliche Selbstvertrauen der Marquise waren Louise d'Epinau versagt. Konnte sich Emilie du Chatelet mit dem Elitebewußtsein der Hocharistokratin und mit großer fachlicher Kompetenz ausgestattet über die Vorurteile ihrer Zeit hinwegsetzen, war die Stellung der 20 Jahre jüngeren Louise geringer. Sie war weniger gebildet und sah sich außerdem mit einem neuen, mehr bürgerlichen Frauenideal kon-

frontiert, das vom Kreis ihrer Freunde, den Enzyklopädisten, propagiert wurde. Sie bekräftigten die Differenzierung der Geschlechterrollen nachdrücklich; Frau hieß jetzt eindeutig Ehefrau und Mutter, ihr Bereich war nicht der öffentliche, sondern der häusliche. Dieses neue Frauenbild, das sowohl Bescheidenheit und Zurückhaltung wie die grenzenlose Aufopferung für das Kind betonte, fand Madame d'Epinau uneingeschränkte Zustimmung; gleichzeitig war jedoch immer der Wunsch vorhanden, durch die eigenen Überlegungen zu Erziehungsfragen öffentliches Prestige zu erringen.

Louise wurde hierin von ihrem Gefährten Friedrich Melchior Grimm, dem Herausgeber der berühmten Zeitschrift 'Correspondance litteraire' unterstützt; er leitete sie zu weiteren Studien an; an seiner Seite entwickelte sie sich von der Schülerin zu seiner Mitarbeiterin. In Grimms Abwesenheit leitet Louise zusammen mit Diderot die 'Correspondance', verfaßt Artikel und Kritiken, darunter auch eine Polemik mit Diderot, doch alles in größter Anonymität. Zwanzig Jahre widersteht sie der Versuchung des Ruhms. Erst gegen Ende ihres Lebens wagt sie es, öffentlich Stellung zu nehmen, und entscheidet sich für die jahrelang unterdrückte Seite ihres Wesens. Die 1775 erschienenen 'Conversations d'Emilie' bereits der

Titel verweist auf das Programm sind ein leidenschaftliches Plädoyer gegen das von Rousseau aufgestellte Frauenbild: Es gibt keine geistige Unebenbürtigkeit der Geschlechter; der Erwerb von Kenntnissen für die Frau dient nicht nur der eigenen Unabhängigkeit, sondern ist auch nutzbringend für die menschliche Gesellschaft.

Für Elisabeth Badinter verkörpern die beiden Gestalten des 18. Jahrhunderts zwei verschiedene Seiten weiblichen Ehrgeizes, mit denen sich erst die moderne Frau, die „offener androgyner“ sei, zugleich identifizieren könne: mit dem 'männlichen' Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis und dem weiblichen, in reiner Mutterschaft aufzugehen. Diese erneute Zuweisung, die das Denken wiederum der männlichen Seite zuschlägt, erscheint am Ende des Buches als ein Widerspruch. Eine Aufhebung der Gegensätze versucht E. Badinter mit der These d'Épinays, daß der „Ehrgeiz kein Geschlecht“ habe. Ihrer differenzierten und lehrreichen Darstellung hätte die nicht abgewandelte Form des Ausspruchs von Poullain de la Barre: „Geist hat kein Geschlecht“ dennoch besser angestanden.

(Angelika Felenda)

Inge Baxmann / Edith Laudowicz / Annette Menzel:

**TEXTE TATEN TRAUME
WIE WEITER MIT DER
FRAUBEWEGUNG?
Köln 1984 (Pahl-Rugenstein)**

Nach 15 Jahren Frauenbewegung in der Bundesrepublik wollen die drei Autorinnen ein Resümee der bisherigen Erfolge und der gegenwärtigen Problemfelder ziehen, aber auch mögliche Perspektiven der weiteren Arbeit aufzeigen. Sie verstehen sich alle als Marxistinnen, die sich aus ihrer langjährigen politisch-praktischen Frauenarbeit und Erfahrung heraus um die Weiterentwicklung der Theorie und Strategie der Frauenbewegung bemühen.

Edith Laudowicz beginnt mit einem differenzierten und erfreulich unpollemischen Überblick über die wesentlichen Themenbereiche und die verschiedenen Flügel innerhalb der Frauenbewegung. Sie lehnt die vor-schnelle Zuordnung von „bürgerlich proletarisch“ für die „autonome“ und die „traditionelle“ Richtung als zu schematisch ab: „sie entspricht weder den Realitäten noch der geschichtlichen Genauigkeit“ (S. 26). So sehr auch die Unterdrückung der Frauen durch den Klassengegensatz bestimmt sei, so wenig gehe jedoch die spezifische Situation der Frauen darin auf. Alle Frauen erführen unabhängig von ihrer Klassenzugehörigkeit Reduktionen und Benachteiligungen. Das Soziale und das Geschlechtliche sei-

Rezensionen

en „zwei unterschiedliche Unterdrückungsverhältnisse“ (S. 28), die einander ergänzen, ohne aufeinander zurückgeführt werden zu können. „Wir sprechen deshalb“, schreibt sie, „von einer kapitalistisch-patriarchalen Gesellschaft“ (S. 28).

Von diesem „Doppelcharakter“ der Frauenunterdrückung ausgehend analysiert sie die Situation und die Diskussion zum Thema „Frauenarbeit“, zur Produktion und Reproduktion, zur Familien-, Haus- und Erwerbsarbeit, zur Teilzeitarbeit und Lohndiskriminierung der Frauen. Diese letztere vor allem versteht sie denn auch als „Kristallisationspunkt“ (S. 67) für die meisten Frauen, aktiv zu werden, weil hier die individuelle Erfahrung der Benachteiligung mit dem gemeinsamen Interesse aller Frauen an „gerechter“ Bezahlung zusammentreffen würde. Diese Orientierung wiese einen Ausweg aus der Sackgasse zwischen bloß autonomer, unmittelbarer Frauenkultur und einer abgehobenen „Stellvertreterpolitik“ für Frauen.

Während sich E. Laudowicz insbesondere der ökonomischen Situation annimmt, behandelt Annette Menzel in ihrem folgenden Beitrag die sexuelle Unterdrückung der Frauen. Auch sie geht von der doppelten Unterdrückung der Frau einmal in ihrer sozialen Existenz,

das andermal als Geschlechtswesen aus. So gelten Menstruation und Schwangerschaft noch immer als Krankheit, die die Frauen der entmündigenden „Obhut“ der Ärzteschaft übergäbe; noch immer sei die Vergewaltigung in der Ehe kein Straftatbestand, und schreibe damit das Besitzrecht des Ehemanns auf den Körper der Frau fest. Als die bedeutendste Erfahrung der letzten Jahre stellt sie demgegenüber jedoch fest, daß immer mehr Frauen ihre Sexualität nicht allein als Komplement der männlichen, sondern als autonome erlebt haben. Ausdruck dieser gewachsenen Erfahrungen sei das Lesbisch-Sein, dessen Bedeutung es auch innerhalb der marxistischen Persönlichkeitstheorie Anerkennung zu verschaffen gelte.

Im letzten Beitrag stellt Inge Baxmann die Ansätze und die Diskussion um eine eigene Frauenkultur dar. Diese sei ein notwendiger Bestandteil der „Subjektwerdung“ der Frau, der Befreiung der Frauen aus ihrem Status als bloßem Objekt der Kunst oder als Konsumentin, als die sie auch heute noch von der Kunstproduktion weitgehend ausgeschlossen ist. Die Diskussion gehe dabei vor allem um die Frage nach der Eigenständigkeit der Frauenkultur: Soll sich weibliche Kreativität als Gegenkultur in einem autonomen Rahmen bewegen, oder soll sie sich in die bestehende Alltagskultur einmischen? Baxmann meint, daß

bei aller Anregung im einzelnen die Strategien der Selbstbeschränkung einer separaten Frauenkultur die Kluft zwischen ihr und der Mehrheit der Frauen nicht wird aufheben können. Wirkliche Veränderung des Kulturbereichs könne, wie übrigens auch in der Wissenschaft, nur im Kampf um deren Demokratisierung gegen alle konservativen Elitebestrebungen in Kunst und Wissenschaft bestehen. Frauenkultur und -forschung mußten bei aller Geschlechtsspezifität in die historische Gesellschaftlichkeit einbezogen sein, die ihr immer schon den Stempel aufdrückten.

Unverkennbar ist das Bestreben aller drei Autorinnen, Verständnis zwischen den Flügeln der Frauenbewegung herzustellen. Dieser Wunsch nach Gemeinsamkeit wird zweifellos umso intensiver und berechtigter, je größer auch die Widerstände gegen die gesellschaftliche Gleichstellung der Frauen werden. Trotz ihrer Kompetenz und ihres Verantwortungsbewußtseins scheinen mir alle drei Beiträge dennoch ein grundsätzliches Defizit zu enthalten. Das Geschlechterverhältnis wird einzig und allein als ein historisch-soziales Phänomen der Unterdrückung gesehen, und unvermittelt dem Klassenverhältnis danebenge stellt. Daß jedoch die Unterdrückung der Frauen nur deshalb wirksam werden konnte und wird, weil der Unterschied zwischen Mann

und Frau eben nicht bloß ein sozialer wie der zwischen Kapital und Arbeit -, sondern ebenso und ursprünglich ein natürlicher ist, kommt kaum ins Blickfeld. Aus Furcht vor einem möglichen Biologismus, scheint es, wird die naturbestimmte Seite des Geschlechterverhältnis Ansatzpunkt der „Autonomen“ in der Frauenbewegung nahezu ausgegrenzt. Menschliche Verhältnisse bloß als gesellschaftliche, nicht aber auch, und gerade die der Geschlechter, als biologisch-natürliche aufzufassen, ist weder materialistisch noch dialektisch. So bietet das Buch zwar insgesamt eine gute und faire Beschreibung der gegenwärtigen Diskussion über Arbeit, Sexualität und Kultur in der Frauenbewegung und formuliert Perspektiven der Gemeinsamkeit; es bleibt m.E. jedoch der Mangel an theoretischer Durchdringung des Geschlechterverhältnisses, zu dem gerade die marxistische Theorie aufgefordert wäre.

(Alexander von Pechmann)

Mary Daly:
JENSEITS VON GOTTVATER
& CO
München 1978 (Frauenoffensive)

Feminismus und Theologie haben entdeckt, daß sie nicht in jedem Fall einander feindlich gegenüberstehen müssen. Frauen, die Theologinnen

Rezensionen

sind, sich aber auch als Feministinnen verstehen, haben seit einigen Jahren Versuche unternommen, beides miteinander zu verbinden. Die so entstandenen feministischen Theologien reichen von Bestrebungen, die Rolle der Frauen innerhalb der Kirche kritisch zu durchleuchten, über Analysen, die reale Unterdrückung der Frauen in der christlichen Religion, im patriarchalischen Charakter der Lehre selbst zu suchen, bis hin zu Versuchen, über das Christentum hinaus, zu einer neuen, dem Feminismus adäquaten Gotteserfahrung zu kommen.

Die US-amerikanische Theologin Mary Daly hat in ihrer persönlichen Entwicklung wohl die gesamte Bandbreite dieser feministischen Theologien durchschritten. Ihre erste Veröffentlichung (*The Church and the Second Sex*, 1968, dt. 1970) war noch von der Hoffnung getragen, in der katholischen Kirche der nachkonziliaren Zeit die Gleichberechtigung der Frauen zu verwirklichen. Diese Hoffnung wurde enttäuscht. Das vorliegende Buch, 1973 in den Vereinigten Staaten zuerst erschienen, ist von dieser Hoffnungslosigkeit ebenso geprägt wie vom Zorn über die erlebten Enttäuschungen.

Eine der Stärken des Buches ist es, daß M. Daly nicht bei der gängigen, aber langweiligen Zweiteilung des Christentums stehen bleibt, die zwar das Leben und die Lehre jenes Jesus

als gut, die Kirche jedoch, dieses Erbe in sein Gegenteil verkehrend, als schlecht betrachtet, sondern daß sie zeigt, daß die frauenfeindlichen Strukturen in der Lehre selbst begründet sind. Über eine systematische Entmystifizierung des christlichen Mythos versucht sie eine Ontologie des radikalen Feminismus ohne alle patriarchalen Implikate zu entwickeln. Folgte die Frauenrevolution ihren eigenen Triebkräften, so Daly, würde sie eine ontologische geistige Revolution sein, die über die Götzenverehrung der sexistischen Gesellschaft hinausweist und ein schöpferisches Handeln in und zur Transzendenz hin entzündet.

Ihr erster Schritt dazu ist die Entschleierung aller patriarchalen Momente der christlichen Religion. Dies soll dadurch geschehen, daß die traditionelle Sprache von ihrem sexistischen Zusammenhang befreit und die Dinge neu benannt werden; dies sei ein Aufbruch in neue semantische Felder. Die Befreiung der Frau setzt so einen radikalen Wandel des menschlichen Bewußtseins voraus.

Die Enttarnung des christlichen Mythos als patriarchalen Systems beginnt an der Spitze bei Gott, dem Vater als himmlischem Patriarchen. Von ihm her sieht sie eine geschlechtsspezifische Hierarchie sich aufbauen: dem Vater folgt der Sohn, und beide zusammen bilden mit

dem heiligen Geist eine patriarchale Trinität. Umgekehrt aber füllen die Frauen in den jüdisch-christlichen Legenden entsprechende Ergänzungsrollen aus. Eva, die Stammutter, sei die große Verführerin (des Mannes), so daß später Tertulian, diese Überlieferung nicht fehlinterpretierend, sagen konnte, daß die Frau das Tor zur Sünde, zur Hölle sei. Eine Art Entschädigungsfunktion für den rein negativen Eva-Mythos aber stelle das Bild Marias, der Mutter des Gottes, dar. Indem jedoch das Vorbild Marias unerreichbar hoch angesetzt wird (welche Frau schafft es schon, Jungfrau und Mutter zugleich zu sein?), entspreche das gängige Frauenbild mehr dem der irdischen, d.h. sündigen Eva. Andererseits vermag M. Daly dem Marienbild auch prophetische Dimensionen abzugewinnen. Obwohl sie ausdrücklich betont, daß sie nicht zu einer angeblich unverfälschten Offenbarung innerhalb des Christentums zurückfinden will, sieht M. Daly in dem Mythos von der Jungfräulichkeit Marias doch ein Frauenbild, das nicht ausschließlich durch ihre Beziehung zu Männern bestimmt ist; es sei eine Vorahnung der weiblichen Autonomie.

Hier stoßt das Buch an die von M. Daly selbst gesetzten Grenzen. Ihr Kampf gilt der christlichen Religion; die Religion schlechthin, eine Religion von allen christlich-patriarchalen Gestaltungen, Mythen

und Riten befreit, will sie durchaus retten.

Religion ohne patriarchale Herrschaftsstrukturen? Hat Religion nicht von sich aus immer etwas mit der Herrschaft eines, wie auch immer gestalteten. Transzendenten zu tun? Eine Religion ohne Hierarchie scheint jedoch die Vision Dalys zu sein. Wie schwierig diese Arbeit an der Grenze der Religion ist, zeigen die kategorischen Mittel, mit denen M. Daly arbeitet. Das ganze Buch hindurch tauchen immer wieder dieselben Kategorien auf: Die Frauen müßten immer wieder ihr Sein neu erfahren und es dem (patriarchalen) Nicht-Sein entgegensetzen. Die neue Transzendenz sei die Teilhabe der Frauen an der Macht des Seins, das seinerseits das Nicht-Sein überwinden wird. M. Daly scheint zu meinen, solche Kategorien, die sie sowohl der aristotelisch-thomistischen als auch der platonisch-augustinischen Tradition entleiht, für den radikalen Feminismus fruchtbar machen zu können. Aber bergen nicht diese Kategorien, wenn auch in abstrakter Form, Herrschaftsstrukturen in sich? Müßte nicht, analog der Überwindung der Zweiteilung des Christentums in eine angeblich gute Lehre und eine schlechte Kirche, ebenso die neue Zweiteilung einer patriarchalen christlichen Lehre und anscheinend neutralen Kategorien überwunden werden? Baut M. Daly nicht mit ihrer abstrakten Gegenüberstellung

Rezensionen

von Sein und Nicht-Sein einen Dualismus auf, den sie an anderer Stelle als Moment patriarchaler Strukturen entlarvt? Mir scheint es notwendig, statt die Kategorien in ihrer starren mittelalterlichen Entgegensetzung zu belassen, sie im Flusse der Bewegung zu betrachten.

(Martin Schraven)

Mary Daly:
GYN/ÖKOLOGIE. EINE
META-ETHIK DES
RADIKALEN FEMINISMUS
München 1980 (Frauenoffensive)

'God' ... is now very generally be held to a conception of patriarchal origin, valid only for certain races, at certain stages and times.
Virginia Woolf, *Three Guineas*

Nach dem Erdrutschsieg des Schauspielers in der letzten amerikanischen Präsidentschaftswahl könnte man vielleicht den Eindruck bekommen, daß das ganze geistig-politische Klima in Amerika etwas reaktionär geworden sei. Doch Spuren eines radikalen Denkens sind nicht ganz verschwunden, wie man an dem Beispiel der amerikanischen Philosophin Mary Daly sehr deutlich sehen kann. Die Daly ist zwar noch nicht ein „household word“ in deutschen akademischen Kreisen, aber in den USA gilt sie als die

wichtigste feministische Theoretikerin Amerikas.

Sie unterrichtet Philosophie an der Jesuiten Hochschule Boston College, was an und für sich paradox ist, und zwar wegen ihrer scharfen Auseinandersetzung mit dem Christentum. Die Tatsache, daß sie ausgerechnet an einer katholischen Hochschule lehrt, ist wohl nicht auf die Toleranz der Jesuiten zurückzuführen, sondern weil sie das sogenannte „tenure“ (Beamtenstatus) hat und nicht aus politischen Gründen entlassen werden kann.

Allerdings begann Mary Daly ihre Karriere sozusagen als eine gehorsame Tochter der Kirche. Sie promovierte in Philosophie und Theologie an der Universität Fribourg in der Schweiz. Ihr erstes Buch The Church and the Second Sex erschien 1968 und war im Grunde ein Plädoyer für Reform innerhalb der katholischen Kirche hinsichtlich der Stellung der Frau. Damals setzte sich Daly z.B. für die Ordination von Frauen als Priesterinnen ein. Nachher aber verlor sie diese reformistischen Hoffnungen, und die Idee, daß Frauen Gleichberechtigung in der Kirche anstreben sollen, schien ihr nach und nach genauso lächerlich wie etwa der Vorschlag, daß Schwarze Gleichheit und Anerkennung im Klu Klux Klan suchen sollen.

Der entscheidende Bruch mit der Kirche und gleichzeitige Durchbruch in ihrem Denken kam mit der Veröffentlichung ihres zweiten Buches Beyond God the Father (1973). Ganz im Sinne von Nietzsche verlangte sie eine radikale Umwertung aller Werte, d.h. eine Abschaffung aller patriarchalisch/christlichen Werte und die Schöpfung einer neuen Welt für Frauen jenseits des Patriarchats. Ein Lieblingsthema in diesen beiden frühen Werken ist die Rolle der Sprache sowohl in der Unterdrückung von Frauen als auch in der Transformation von Bewußtsein. Die Grundlage des Antifeminismus machte sie in Sprache über Gott ausfindig: patriarchale Sprache verstärkt also patriarchalische Gesellschafts- und Gedankenmuster.

Was es aber bedeutet, über Gottvater hinauszureisen, erfährt man ausführlicher in ihrem 1978 erschienenen Buch Gyn/Ecology: The Metaethics of Radical Feminism. Dies ist meines Erachtens einer der genialsten philosophischen Texte des Jahrhunderts. Es ist auch ein sehr schweres Buch, voll von Wortspielen und geschrieben in einem Stil, der sogar ein bißchen an Heidegger erinnert. Der Titel selbst ist ein Wortspiel. Ohne den Schrägstrich bedeutet natürlich „gynecology“ Frauenheilkunde. Aber nach der Meinung von Mary Daly ist die Gynäkologie sehr destruktiv für Frau-

en. Wie sie in einem historischen Kapitel zeigt, entstand dieser Beruf erst im 19. Jahrhundert als eine Reaktion gegen die erste Welle des Feminismus. Der Zweck und Absicht der Gynäkologie war nie Heilung, sondern die gewaltsame Durchsetzung des sexuellen Kastensystems. Insbesondere wurden Onanie, Verhütung, Abtreibung und Orgasmus der Frau als Verstoße gegen patriarchalische Moral betrachtet. Und weil man der Meinung war, daß diese Praktiken im Endeffekt das Ergebnis defekter Sexualorgane waren, lautete der Wahlspruch der Frauenärzte: geht hin und schneidet!

Gyn/Ecology hingegen hat eine völlig andere Funktion. Indem Mary Daly das Wort mit einem Schrägstrich trennt, entdeckt sie alte, verborgene Bedeutungen. „Ecology“ handelt natürlich von dem komplexen Netz von Wechselbeziehungen zwischen Lebewesen und ihrer Umwelt. Wir leben allerdings in einem Zeitalter, in dem das Schicksal des Planeten auf dem Spiele steht. Das Überleben der Menschheit wird bedroht. Schuld daran ist das Patriarchat. In Gyn/Ecology befaßt sich Mary Daly mit der geistig/seelisch/körperlichen Verschmutzung, auferlegt durch patriarchalische Mythen und Sprache auf allen Ebenen. Im Gegensatz zu einer marxistischen Analyse, die wirtschaftliche Faktoren oder politische Ökonomie diesbezüglich hervorhe-

Rezensionen

ben wurde, hält Daly Mythos und Sprache für primär: sie erzeugen und legitimieren die materielle Verschmutzung, die alles Leben auf Erden bedroht.

Der Titel Gyn/Ecology ist also ein Versuch, die schon jahrtausendlang von Männern kontrollierte Gewalt der Sprache zurückzugewinnen. Daly definiert den Terminus als die Wissenschaft von „lockeren“ Frauen, die frei wählen, Subjekte und nicht bloße Objekte der Untersuchung zu sein. Wir haben also mit der Umwelt der Frau zu tun. Man merkt hier auch, daß Gyn/Ecology als Wissenschaft der lockeren Frau viele grundlegende Umkehrungen impliziert. In den herkömmlichen kirchlich / psychiatrisch / medizinischen Berufen, die sich auf Frauen „spezialisieren“ und die alle im Grunde säkularisierte Formen des Christentums sind, werden Frauen von den verschiedenen Seelen-, Gemütsund Körperärzten als Objekte „behandelt“, das heißt im Endeffekt bestraft, verletzt und häufig auch getötet.

Man kann also ihre Grundthese sehr klar verstehen: das Patriarchat selbst ist die vorherrschende Religion auf dem gesamten Planeten, und seine wesentliche Botschaft ist die Nekrophilie, die Leichenliebe. Und die Leichen hier sind natürlich die von Frauen. Denn Frauen sind für Männer die gefürchtete Anomie. Folg-

lich sind Frauen die Objekte männlichen Terrors. Dies zeigt Daly vor allem in sechs historischen Kapiteln über Witwenverbrennung in Indien, FußBeeinbinden in China, Genitalverstümmelung in Afrika, die Hexenverfolgung in Europa, amerikanische Gynäkologie und im Vergleich dazu die Nazi-Medizin. Trotz der scheinbar kulturellen Unterschiede dieser Grausamkeiten entdeckt Daly in ihnen sich gleichende Strukturen, die sie das „Sado-Ritual Syndrom“ nennt.

Deshalb kann der radikale Feminismus nie eine Versöhnung mit dem Vater in seinen verschiedenen Manifestationen sein (z.B. Gottvater, Priester, Therapeut, Familienoberhaupt). Dies impliziert auf einer philosophischen Ebene die Destruktion der christlich/psychiatrischen Ideologie und auf einer sozialen Ebene die Aufhebung der patriarchalischen Familie. Und deshalb ist Gyn/Ecology ein Buch für Frauen, die die dämonischen Mächte der Väter völlig austreiben wollen. Die geistige Reise dieses Buches ist also für die lesbische Imagination in allen Frauen.

Eine Parole des Schauspielers in seinem letzten Wahlkampf lautete „Rückkehr zu traditionellen Werten“. Gemeint ist - obwohl niemand es direkt sagte - eine Rückkehr zu patriarchalischen Werten, vor allem zu monogamen Familienverhältnis-

sen mit dem Mann als Oberhaupt der Familie und Frau und Kindern als Untertanen. Dazu meinte der Schauspieler, daß Politik ohne Moral undenkbar sei, und daß die Moral ihre eigentliche Begründung in der Religion finde. (Die Religion, die er voraussetzt, ist natürlich die der Bibel.) Ganz abgesehen von der philosophischen Schwäche seiner Argumentation selbst Kant, den Nietzsche einen „hinterlistigen Christen“ nannte, erkannte die Absurdität einer Begründung der Moral in der Religion taucht die Gefahr eines bitteren Kulturkampfes durch solche Parolen in der amerikanischen Gesellschaft auf, und zwar zwischen denjenigen, die erkennen, daß die Zivilisation ihre tiefste Krise in der Geschichte der Menschheit erreicht hat und daher radikale Reformen anstreben, und denjenigen, die sich weigern, die Krise überhaupt wahrzunehmen, indem sie versuchen, sich an veraltete Werte zu klammern und durch ihr Wettrennen blindlings in den Abgrund rasen.

„Der Nihilismus steht vor der Tür“, schrieb Nietzsche, der größte Prophet unseres Zeitalters. Wer hört ihn anklopfen? Wohl die Mary Dallys unserer Welt, aber kaum die Schauspieler.
(Charles Stone)

**FEMINISTISCHE
LITERATURWISSENSCHAFT
West-Berlin 1983 (Argument-
Verlag)**

Der Band dokumentiert eine Tagung, die im Mai '83 in Hamburg unter dem Titel „Zum Verhältnis von Frauenbildern und Frauenliteratur“ stattfand. In ihrem einleitenden Bericht definieren die Veranstalterinnen zunächst was feministische Wissenschaft für sie heißt: „Bei aller Vielfalt der Perspektiven und Ansätze ist feministischer Wissenschaft eines gemeinsam: sie geht von der Existenz patriarchalischer Gewaltverhältnisse aus und arbeitet im Interesse der Befreiung weiblicher Subjektivität und Kreativität mit dem Ziele der Überwindung der politischen, kulturellen und psychischen Bedingungen, die diese behindern.“ (S. 5)

Dabei geht es ihnen u.a. um die Veränderung der wissenschaftlichen Praxis; die Trennung von Forschungsobjekt und Forschungsgegenstand solle aufgehoben werden. Diskutiert wurden von den 300 Teilnehmerinnen Fragen wie das Problem der Identifikation der Leserin bzw. Interpretatorin mit der Autorin oder Heldin, das Verhältnis von sozialwissenschaftlichen Methoden zur Praxis textanalytischer und strukturalistischer Verfahren,

Rezensionen

die Rolle des Biographischen und die Bedeutung literarischer Muster, die Rezeption von „Frauenromanen“, die Untersuchung von Frauenbildern in der Literatur etc. Beklagt wird von den Autorinnen die unterentwickelte Tradition des Methodenstreits in der Literaturwissenschaft unter Frauen; als Ausnahmen führen sie lediglich Helene Cixous und Luce Irigaray in Frankreich an. Die Einzelbeiträge in diesem Band sind in die drei Bereiche „Frauenbilder und Frauenliteratur, Beispiele aus der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts“, „Kulturgeschichte des Weiblichen Feministische Kulturkritik“ und „Institutionalisierung und Organisierung von Frauenforschung“ eingeteilt.

Der erste Bereich beschäftigt sich vorwiegend mit Frauenbildern in der Literatur, mit von Männern in Dramen beschriebener Weiblichkeit (Lessing, Goethe, Kleist, Schiller). Als Beispiel sei hier Ulrike Prokops Beitrag „Der Mythos des Weiblichen und die Idee der Gleichheit in literarischen Entwürfen des Sturm und Drang“ genannt. Sie sieht die Literatur des Sturm und Drang und der Aufklärung als einen Versuch, „den patriarchalischen Mythos des Männlichen und Weiblichen, den offenen Herrschaftscharakter der männlichen Norm, mit der Idee der menschlichen Gleichheit und Selbstverantwortung zu versöhnen.“ (S. 18) Dies macht bereits deutlich,

was hier feministische Literaturwissenschaft im einzelnen bedeuten kann: das Aufspüren expliziter und impliziter Vorstellungen von Weiblichkeit, von Ängsten vor weiblicher „Herrschaft“ u.a. Das Problem dabei ist - und dies wird m.E. in Prokops Artikel deutlich -, daß man bzw. frau sich allzu leicht auf ein Feld bloßer Spekulation begibt, so z.B. mit Aussagen wie: „Die Angst vor den Frauen, die hier zum Ausdruck kommt, verhindert, daß die Abrechnung mit der Männerwelt, die das Stück wesentlich bestimmt (die Rede ist von „Emilia Galotti“, C.S.), zu einer Hoffnung auf eine neue Ordnung vorstößt.“ (S. 16/17) Solche Thesen abstrahieren denn doch etwas zu sehr vom konkreten, historischen und politischen Kontext, in dem Literatur entsteht. Doch tut diese Kritik dem Anspruch keinen Abbruch, Literaturwissenschaft vom Frauenstandpunkt aus zu betrachten und zu betreiben. Feministische Literaturwissenschaft, wie sie im Tagungsbericht definiert worden ist, hat in der BRD eine sehr junge Geschichte. Dies machen sowohl Helga Grubitzsch deutlich, die über Theorie und Praxis feministischer Wissenschaft an der Universität berichtet, als auch die Beiträge, die sich auf Erfahrungen innerhalb einer feministischen Germanistik in den USA beziehen, wo es schon, entwickelter als bei uns, ein Netzwerk feministischer Literaturwissenschaftlerinnen

bzw. mit Frauenforschung beschäftigter Frauen gibt. Der zweite Themenbereich erläutert, daß feministische Literaturwissenschaft sich nicht von anderen Bereichen abgrenzen will. Neben Beiträgen zu „Aspekten feministischer Kinotheorie“ und einem „Porträt einer Künstlerin“, in dem es um eine vergessene Malerin geht, sind vor allem Sigrid Weigels theoretische Überlegungen zur feministischen Literaturkritik unter dem Titel „Frau und „Weiblichkeit“ von Bedeutung. Sie arbeitet den Widerspruch zwischen Weiblichkeit (auch in der Literatur) und dem aktuellen konkreten Frauen-Sein heraus und stellt fest: „Das Weibliche ist hoch im Kurs, während die Frauen vielleicht schärfer noch als eh und je in ihre Schranken verwiesen werden.“ (S. 103)

Gleichzeitig beschreibt sie die utopische Komponente weiblicher Lebensweise und Literatur, die eine weibliche Kultur antizipiert, „in der die Frau zum eigentlichen Geschlecht geworden ist“ (S. 107), d.h., daß Frauen autonom geworden sind und sich nicht mehr über den Mann definieren.

Zum Schluß soll Brigitte Wartmanns Beitrag über Gesellschaftsvisionen des Bürgertums vom Verhältnis der Frauen zur Kunst erwähnt werden. Sie stellt dar, wie Frauen aufgrund ihrer Ausgrenztheit aus der produktiven Sphäre der bürgerlichen Gesell-

schaft häufig als harmonische Gegenwelt fungieren (was sie mit der Kunst gemeinsam hätten, s. S. 126). Sie greift mit ihrem Beitrag gleichzeitig in die Diskussion um die Produktivität traditionell weiblicher Arbeit ein, wenn sie behauptet: „Die weibliche Produktivität überschreitet permanent die Grenzen zwischen materieller und nicht-materieller Produktivität...“ (S. 120) Wenn hier auch nur einige Problemfelder, die in dem Tagungsband behandelt werden, angerissen werden konnten, so soll doch an ihnen deutlich geworden sein, daß er einen wichtigen Beitrag zur Frauenforschung und der feministischen Literatur und Kulturwissenschaft und damit zur Frauenbewegung an den Hochschulen darstellt. Er gibt einen nützlichen Überblick über den Stand der Diskussion in der BRD unter Frauen, die sich mit Frauengeschichte und Frauenkultur beschäftigen.

(Christine Stoffen)

**Ruth Großmaß / Christiane Schmerl (Hg.):
PHILOSOPHISCHE
BEITRÄGE ZUR
FRAUENFORSCHUNG
Bochum 1981 (Germinal-Verlag)**

Dieser Band enthält Beiträge, die aus dreisemestriger Seminartätigkeit an der Universität Bielefeld hervorgegangen sind. Zunächst geht Hilge

Rezensionen

Landweer in dem Aufsatz „Politik der Subjektivität Praxis ohne Theorie?“ den Entstehungsbedingungen der neuen Frauenbewegung seit den sechziger Jahren nach, die an Unterdrückungserfahrungen angesetzt habe und immer noch ein Theorie-defizit aufweise, das sowohl Mangel wie Chance sei. Die Selbstreflexion könne zu einer Politik der Subjektivität führen, in der die „Selbsthilfe in der autonomen Frauenbewegung gerade als politische Maßnahme gegen das Ausgeliefertsein der Frau an die patriarchalischen Institutionen praktiziert“ werde (S. 29). Anschließend legt Ruth Großmaß in ihrem Artikel „Zur Orientierungsleistung von Bildern“ dar, wie Bilder der Mythologien, Märchen und Utopien über die begriffliche Theorie hinaus motivieren und in sozialen Bewegungen Handlungsmöglichkeiten eröffnen können. Ähnlich thematisiert Heide Göttner-Abendroth die Beziehung der Mythologie zur Philosophie, indem sie insbesondere den matriarchalen Hintergrund des Athene-Mythos hervorhebt. Wenn sie hierbei Kunst und Wissenschaft als patriarchalisch eine Absage erteilt, insofern sie von der Praxis relativ getrennt eigene Medien ausgebildet haben, so ließe sich dagegen gerade ihre Stärke sehen, die sie befähigt, auf die Praxis wieder bereichernd zurückzuwirken. Zwei weitere Aufsätze sind dem „Stand und der Bedeutung der Matriachatsdebatte“ gewidmet. Ulla Henze arbei-

tet Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen den Theorien von Bornemann und Wesel heraus, findet aber ihre Resultate als „für Selbstfindungsprozesse von Frauen im 20. Jahrhundert nicht verwendbar“ (S. 81). Christiane Schmerl und Cordula Ritter plädieren nach einem Überblick über jüngste Forschungsergebnisse dafür, in die Matriachatsdebatte die Vorstellung der „Androgynität“ als emanzipatives Ziel mit einzubeziehen. Den Band beschließen zwei Detailstudien unter der Überschrift „Repression und Widerständigkeit: Frauenbilder im Bereich der Fiktion“: Sabine Wellner behandelt das Undine-Motiv, wie es in eine patriarchalisch strukturierte Kultur integriert worden ist, und Christina Oberhausen stellt Wedekinds „Lulu“ als „ein Beispiel imaginerter Weiblichkeit“ dar. Im Nachwort wird noch einmal betont, daß philosophische interdisziplinäre Frauenforschung hier als ein „offener Reflexions- und Theoriebildungsprozeß“ verstanden wird. (Elmar Treptow)

Elisabeth Gössmann:
DIE STREITBAREN
SCHWESTERN.
WAS WILL DIE
FEMINISTISCHE
THEOLOGIE?
Freiburg 1981 (Herder-Verlag)

Das Büchlein von Elisabeth Gössmann, feministischer Theologin in Tokio und München, ist zwar nicht mehr ihr jüngstes, aber dennoch eines ihrer wirkungsvollsten. Schon seit längerem mit dem problematischen Thema „Katholizismus und Frauen“ befaßt, ist sie nicht den Weg der Feministinnen wie z.B. Mary Daly zu einer grundsätzlichen Theologiekritik gegangen, sondern setzt, wie sie mit dem Band dokumentiert, weiterhin auf die Integration der Frauen durch die Reform der Theologie und der kirchlichen Praxis.

Wie Frau Gössmann dies macht ist zweifellos nicht ungeschickt. Sie schließt sich in ihrer erfreulich objektiven und informativen Darstellung der unterschiedlichen Positionen innerhalb der feministischen Theologie denjenigen Bestrebungen und Arbeiten an, die sich um eine historisch-kritische Interpretation der Bibel, der „Kirchenväter“ und Scholastiker bemühen, um das weibliche Element innerhalb der katholischen Theologie aufzuwerten. Diese oft interessanten Versuche verlaufen dabei fast alle nach der Methode, den „eigentlichen“, heilsgeschichtlichen Inhalt vor den sozial und historisch bedingten Verzerrungen, falschen Schlußfolgerungen und Fehlinterpretationen zu retten. Und so stellen sich denn in ihren Augen die Genesis, Augustinus oder Thomas von Aquin keineswegs als

frauenfeindlich heraus, sondern im Gegenteil als oft mißverständlich interpretierte Äußerungen des Angebots für die Frauen. Ob allerdings Feministinnen sich mit solchen Erklärungen zufriedengeben werden, wie etwa der, daß Augustinus' Verurteilung des Weiblichen als „fleischlicher Lust“ sich ja nicht gegen das weibliche Individuum, sondern ebensosehr gegen das Weibliche im Manne gerichtet habe (S. 73) oder ob sie dies nicht vielmehr gerade als Bestätigung patriarchalsinnenfeindlicher Denk- und Verhaltensmuster ansehen, bleibt die Frage.

Jedenfalls bewegt sich Elisabeth Gössmann mit ihrer Position auf reichlich glattem Parkett; und es wird eines großen Balancevermögens bedürfen, um zwischen der Skylla der Amtskirche und der Charybdis ihrer streitbaren Schwestern hindurchzufinden. Eines macht sie allerdings deutlich: eine allzu pauschale, globale und unhistorische Kritik am Christentum, selbst am Katholizismus, findet in ihr eine kompetente Gegnerin; wie sie auch für die Amtskirche mit ihrem Einsatz für eine klare Sprache gegenüber vergangenen kirchlichen Missetaten und eine Verdeutlichung der Inhalte christlicher Ethik, ebenso wie für eine verstärkte Beteiligung der Frauen in der Kirche, ungemütlich werden dürfte.

(Alexander von Pechmann)

Heide Göttner-Abendroth:
DIE GÖTTIN UND IHR
HEROS
4. Auflage, München 1984 (Frauenoffensive)

Wer seinen Feuerbach gelesen hat, weiß, daß nicht Gott den Menschen, sondern umgekehrt, der Mensch sich Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen hat. Und wer seinen Marx kennt, der weiß darüber hinaus, daß der Mensch kein abstraktes, außerhalb der Welt hockendes Wesen, sondern das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse ist. Einen Materialisten nimmt es also nicht wunder, im Matriarchat weibliche, im Patriarchat dagegen männliche Hauptgötter anzutreffen. Lesenswert ist Göttner-Abendroths Studie, insofern sie diesen Gedanken konkretisiert, die weiblichen Urgottheiten der indogermanischen Mythen in ihrer ganzen lebendigen Vielfalt vor Augen führt. Anhand dieser hehren Versammlung versucht sie darüber hinaus, die Begriffe matriarchaler Weiblichkeit und matriarchaler Männlichkeit zu entwickeln sowie das Verhältnis beider zueinander zu bestimmen. Göttin und Heros: die „Kraft zur Integration des ganzen Kosmos, die kreative Fähigkeit Überhaupt“ einerseits, die „Kraft

berhaupt“ einerseits, die „Kraft zum Selbstopfer, die Fähigkeit zur vollkommenen Integrität“ (S. 8) andererseits. Am spannendsten vielleicht die Geschichte der Göttinnen! Gezeigt wird, wie mit dem gesellschaftlichen Übergang zum Patriarchat die alten Göttinnen umgedeutet, verkürzt, untergeordnet werden, um dann in dieser Transfiguration Eingang in die neuen, patriarchalen Religionen zu finden. Der zweite und dritte Teil der Studie versucht Spuren zu sichern. Die Autorin verfolgt das untergründige Fortleben der Symbol- und Handlungsmuster matriarchaler Religionen in Märchen und Epos, in denen sie die Grundstruktur von Göttin und Heros wiederfindet im Verhältnis der Prinzessin zu ihren Brüdern bzw. der Herrin zu ihrem Helden.

Allerdings hat Göttner-Abendroth ihre Studie nicht als Materialistin verfaßt, sondern als Frau. Sie deutet die Religion nicht als Überbau gesellschaftlicher, sondern als Überbau geschlechtsspezifischer Verhältnisse. Nicht die Religion schlechthin, sondern nur die patriarchalen Religionen werden als Ideologie eingestuft. Zu fragen wäre, ob matriachale Religionen kein „falsches Bewußtsein“ darstellen, ob Ideologie erst da beginnt, wo sie patriarchale Herrschaft legitimiert. Die religions- und literaturgeschichtlichen Ausführungen sind oftmals durch Moral überformt: ei-

ne Stellungnahme für die Frau und für das Matriarchat, die alles darüber hinaus vorschnell als Verfall, männliche Rancune, Vorbereitung der heutigen Krise abtut. Utopie leuchtet allein in der Rückkehr auf. Was kann uns z.B. noch vor den Auswirkungen heutiger Naturzerstörung erretten? „Vielleicht der Aufstand der Hera, die Rückkehr der Jörd, um die irdische Ordnung wieder zu einer des Überlebens im Kosmos zu machen. Vielleicht wenn uns (d.h. den Frauen) die Zeit dazu bleibt“ (S. 132) Der Blick auf die Eigentümlichkeiten der geschichtlichen Dialektik bleibt damit allerdings weitgehend versperrt. (Konrad Lotter)

**Heide Göttner-Abendroth:
DIE TANZENDE GÖTTIN
PRINZIPIEN EINER
MATRIARCHALEN
ÄSTHETIK
München 1984 (Frauenoffensive)**

Heide Göttner-Abendroth entwickelt in ihrem Buch „Die tanzende Göttin, Prinzipien einer matriarchalen Ästhetik“ die Utopie einer Kunst ohne Trennung von der Öffentlichkeit; eine Kunst, die das Leben ist und deshalb nicht tot im Museum vermodert. Sie geht aus von ihren Forschungen zum Matriarchat, in dem Kunst als „symbolischer Vollzug gesellschaftlicher Pra-

xis“ die Gestaltung des Lebens war: Ackerbau, Viehzucht, Weben, Verwaltung und sakrale Riten waren die Widerspiegelung der von der Mondgöttin gegebenen Ordnung, „Kunst war alles, was die Gemeinschaft zu ihrem Besten beeinflusste.“ (S. 14)

Im Patriarchat wurde die Kunst zu einer Leerformel und zum Mittel der Herrschaftslegitimation degradiert. Die Trennung von Kunst und allen anderen Lebensbereichen, die Definition von Kunst als Fiktion sieht sie als Ursache für eine schizophrene Persönlichkeitsentwicklung. Nur durch eine durchgängige Interaktion zwischen Mensch und Natur könne diese aufgehoben werden. In der Zeiteinteilung des Matriarchats, auf der Ebene von Ritualen könne sich der Mensch als Teil der Natur wieder zu einer „heilen Persönlichkeit“ entwickeln. Im Patriarchat können wir unsere Kenntnisse aus der Subkultur der Volkskunst über das Matriarchat erweitern. Märchen, Gaukler- und Zigeunerinnengeschichten schätzt sie als wichtige Quelle, sagt aber auch, daß diese Kunst durch die patriarchale Herrschaft deformiert wurde und auch zur Leerformel deformierte, da sie sich nicht weiterentwickeln konnte. Die Volkskunst habe zwar immer eine breite Öffentlichkeit gehabt, diese Öffentlichkeit aber wird von ihr als eine „Enklave der Ohnmacht“ gesehen.

Rezensionen

Mir ist hier die Kunst zu einseitig interpretiert; denn neben der Darstellung der herrschenden Verhältnisse liegt in jeder Kunst doch auch eine Verfremdungsmöglichkeit. Oft werden Utopien und Verzerrungen ausdrücklich als Kritik des Bestehenden genutzt, und immer kann das Individuum als Interpret eine aktive Rolle übernehmen. Und so starr waren die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht, als daß die Öffentlichkeit, das Volk immer ohnmächtig der Geschichte gegenübergestanden hätte.

Die wachsende Bedeutung der Kunsttheorien im Gegensatz zur zunehmenden Bedeutungslosigkeit der Kunst erklärt Göttner-Abendroth aus dem größeren Interesse der Gegenwart an der sozialen Bedeutung der Kunst. Ihre Wertung dieser Theorien geht von ihrer eigenen aus: je höher die Rolle der Intuition und je geringer die Rolle des reflektierten Zugangs zur Kunst eingeschätzt wird, desto besser ist die Theorie. So bekommt Marcuse nur den Vorwurf, nichts über das Patriarchat zu wissen; doch sein „archaisches Paradies“ sei mit diesem identisch. Wenn er sich an diese Gesellschaftsform erinnern würde, könnte er nicht an der Realisierung seiner Phantasie zweifeln.

Göttner-Abendroth entwickelt aus der Analyse der Kunst heute, in der

die Frau nur als Objekt einen Platz hat und lediglich in Ausnahmefällen durch Anpassung an patriarchalen Normen auch als Kunstschaffende sich behaupten kann, die Notwendigkeit einer eigenständigen matriarchalen Ästhetik.

Im Mittelpunkt ihrer Kunstutopie steht der Ritus, getanzt und musikalisch umrahmt, der in ein festes Strukturmuster eingebettet ist. Der Jahreszeitenkalender, der Mythos der Mondgöttin und ihres Heros bestimmt Thema und Zeitpunkt aller gesellschaftlichen Aktivitäten und aller kulturellen Ausdrucksformen. Die Frau ist Schöpferin der Gesellschaft und der Kunst, die Männer haben einen festen, untergeordneten Platz. Hierzu ist eine Voraussetzung, die Herrschaft des Patriarchats abzulösen. Diese Voraussetzung mißachtet zu haben, wirft sie der Frauenkunst in der Gegenwart vor. Und auch bei dieser Beurteilung der neuen Frauenkunst ist die Bewertung umso positiver, je näher die Ausdrucksformen ihrer eigenen Kunstutopie kommen. Kunst soll die Verschmelzung sein von Darstellung, Tanz, kollektivem Leben und Handeln. Jegliche gesellschaftliche Aktion soll eingebettet sein in den Zyklus von Initiation, Hochzeit, Tod und Wiederkehr nach dem Kalender der Mondgöttin. Kunst ist für sie nicht nur Ausdruck, sondern das Leben selbst. Doch hier frage ich mich nach den gesellschaftlichen Bedingungen für

ein solches Zusammenleben. Wie kann es hier plötzlich unerheblich sein, welche Rolle das Patriarchat inne hat, wie sie als Herangehensweise fordert, wenn doch eben dieses Patriarchat es geschafft hat, über Jahrhunderte hinweg eigene Ausdrucksformen der Frauen zu verhindern? Ist es wirklich so revolutionär, eine Kunstform im Gegensatz zu der herrschenden zu entwickeln, wenn ich mich damit zurückziehe, „heimlich Unheimliches“ praktiziere, und dies als angebliche Möglichkeit für alle? Nicht nur die Männer sind hierbei von vornherein ausgeschlossen, trotz ihrer wiederholten Forderung nach der Ästhetisierung der ganzen Gesellschaft. Die Situation der Frauen ist doch die, daß ein festgelegter Zeitplan von Beruf, Haushalt und Familie eine autonome Lebensgestaltung verhindert. Da hilft die Klage über den patriarchalischen Kalender wenig; nur wenige, privilegierte Frauen können es sich leisten, ihn zu ignorieren.

Und wie ernst zu nehmen ist die Forderung, nicht Altes, Bekanntes zu kopieren, wenn ich mich in der Entwicklung einer Kunstform so strikt an Mythen und Riten halte, deren Bedeutung in einer heute veränderten Umwelt nicht mehr emotional und natürlich sind, deren Bedeutung ich mir erst durch wissenschaftliche Aneignung begrifflich machen muß? Im städtischen Leben - und hier lebt die Mehrzahl der Frauen - sind Menstruationszyklus

und Mondzyklus keine Einheit, mehr.

Wo finde ich Räume in der Bundesrepublik, frei und unbeachtet mein Verhältnis zur Natur zu intensivieren? Ob es da Lösung ist, am Wintersonnenwendfest beim Initiationsritus eine gebärende Haltung einzunehmen, um die Göttin in uns Frauen, eine unzerstörte Umwelt, Feuer ohne atomare Bedrohung und eine friedliche Welt durch Rufen wiederzugebären, scheint mir recht fraglich.

So wird aus dem begrüßenswerten Ansatz, eine eigene matriarchal geprägte Ästhetik zu entwickeln, ein Absurdum im Elfenbeinturm.

(Gerlinde Schermer)

Dacia Maraini:
WINTERSCHLAF
ZWÖLF ERZÄHLUNGEN
ÜBER DEN ALLTAG
ITALIENISCHER FRAUEN
West-Berlin 1984 (Rotbuch-
Verlag)

Die Schnauze voll vom Grau in Grau.

Amalia langweilt sich mit Lattanzio, ihrem Ehemann, den sie als „blebs, grau und duckmäuserisch“ bezeichnet. Folgerichtig beginnt sie ein Verhältnis mit Aldo, einem Mechaniker. Bis sie eines Tags im Tagebuch ihres Mannes entdeckt, daß Lattanzio selbst die Hand im Spiel

Rezensionen

hat. Genauso folgerichtig, wie sie das Verhältnis begonnen hat, bricht sie es daraufhin wieder ab, begibt sich erneut in die Gefangenschaft ihrer langweiligen Ehe.

Zwölf Erzählungen aus dem Alltag italienischer Frauen sind in dem 1968 erschienenen Buch „Winterschlaf“ von Dacia Maraini zusammengestellt. Zwölf Erzählungen, die gleich der eingangs beschriebenen Geschichte „Das Rote Heft“ von der Trauer, der Einsamkeit, der Brutalität des Normalen erzählen.

Die Männer sind blaß, ohne Eigenleben, erscheinen als Masken der herrschenden, alltäglichen Unterdrückung, denen die Frauen im Endeffekt stets hilflos ausgesetzt sind. Die Frauen, das sind die Frauen von nebenan, die Stanzerin aus der Fabrik, die Ehefrau, die Verkäuferin, die alternde Geliebte. Frauen, deren Hoffnungen und Wünsche stets gebrochen werden von dem alltäglichen Bösen. Oder besser: vom bösen Alltäglichen.

Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung prägen das Bild. Alternativen sind keine abzusehen, alles ist unveränderbar grau in grau. Ein Buch, das Wut macht, keine Hoffnung. Das mehr Fragen aufwirft, als es beantwortet, das durch seine Realität anklagt, ohne Folgerungen zu ziehen. Ein Spiegel des italienischen, des europäischen eher Gegen-

Miteinanders von Männern und Frauen.

Ist es folgerichtig oder autobiografisch, wenn Dacia Maraini die Heldin ihrer letzten Geschichte „Die Hände“, die in der Fabrik nach und nach vergiftete Arbeiterin, deren Namen mensch nicht erfährt, am Schluß des Buches notieren läßt: „Schreiben kann ich, wenn ich will: aber ich habe keine Lust. Ich habe zu nichts Lust. Ich habe die Nase gestrichen voll.“?

(Joachim Graf)

PROJEKT SOZIALISTISCHER FEMINISMUS: GESCHLECHTERVERHÄLTNISSE UND FRAUENPOLITIK West-Berlin 1984 (Argument-Verlag)

Das Projekt „Feministischer Sozialismus“ präsentiert in neun unterschiedlichen Beiträgen, ausnahmslos von Frauen, die zum Großteil im Sozialistischen Frauenbund Hamburg organisiert sind, einen Querschnitt durch die historische und aktuelle Sozialismus(Marxismus)-Feminismusdebatte. Und damit beginnen auch schon die Schwierigkeiten:

Die Hauptsache dieses Argument-Sonderbandes bildet die beharrliche Suche nach dem Hauptwiderspruch:

Wie kann der Feminismus dem Sozialismus (Marxismus) zugeordnet werden? Einerseits wird festgestellt, „daß die Frauenfrage vom bloßen Klassenstandpunkt aus nicht widergebbar ist“ (S. 18), andererseits läuft eine autonome Frauenbewegung Gefahr, nicht richtig revolutionär, ja ein Anachronismus zu sein (S. 9). Als breitgefächert und unermüdlich erweist sich das Unterfangen, in immer neuen Anläufen eine Einheit zu suchen, um nach wenigen Seiten festzustellen: „Das Verhältnis von Marxismus und Feminismus ist eigentlich keines“ (S. 71), und diesen Mißstand mit einer fehlenden feministischen Theorie zu begründen. Dabei greifen die Autorinnen zentrale Punkte auf, und es ist durchaus eine Qualität dieses Buches, keine Schwierigkeit hierbei ausgespart zu lassen. So geht es um (Un)produktivität der Hausfrauenarbeit, die Frau als Klasse, die Frau in der Familie, die Frau als Konsumentin, „die doppelte Fetischisierung der Frau als Mutter und Arbeiter“ (S. 31).

Symptomatisch für den Tatbestand ist es, daß die männlich besetzte Arbeiterbewegung die Norm darstellt, nach der sich die Frau(bewegung) zu richten habe, wenn Haug vorschlägt, den Begriff „Weiber“ als Kampfkategorie einzuführen natürlich analog zu „Proleten“ (S. 92); ebenso wie die Feststellung, „daß die Hin(ein)nahme alltäglicher. persönlicher Fragen, die die

Einbeziehung von Frauen in revolutionäre Kämpfe zur Voraussetzung hat, einhergeht mit dem Verzicht auf grundlegende Gesellschaftsveränderung“ (S. 159). Ist die Revolution nur möglich 'ohne Frau'? Und mit dieser Frage ist der Bogen zu Clara Zetkin geschlagen, dieser überaus wichtigen und ambivalenten Figur im Brennpunkt der bürgerlichen und der proletarischen Frauenbewegung und deren Rivalität. „Clara Zetkin sah in der individuellen Verbesserung der Situation von Frauen nicht eine Chance für das Individuum, sondern primär eine Gefahr für die Klasse, eine Schwächung der Kampfkraft“ (S. 195). Und mit dieser Unterordnung der Frau nimmt die Abtreibung der Frauenfrage aus der Arbeiterbewegung weiter ihren Lauf.

Dieses Buch würde lediglich eine Aufzählung von Schwierigkeiten darstellen, die Sozialismus (Marxismus) und Feminismus miteinander haben, wäre nicht der Beitrag der Jugoslawin Ivekovic: Knapp und präzise greift sie die Rolle der Frau in ihrer Dopplung auf (Subjekt und Objekt) und schlägt eine getrennte Analyse von „Produktion“ und „Reproduktion“ vor. Sie ist der Ansicht, daß die innere Logik des Marxismus eine Artikulation des Frauenproblems erlaube (S. 106), kritisiert die realen Sozialismen und postuliert eine Umwälzung der traditionellen Sichtweise, erkennend, „daß die Ausbeutung der Frau wei-

Rezensionen

tere und andere Ausbeutungen erlaubt und somit ihre besonderen Werte und ihre Ideologien in Frage gestellt werden müßten“ (S. 111). (Helga Lausch-Hampel)

Luise F. Pusch:
DAS DEUTSCHE ALS MÄNNERSPRACHE AUFSÄTZE UND GLOSSEN ZUR FEMINISTISCHEN LINGUISTIK
Frankfurt am Main 1984 (Suhrkamp-Verlag)

Im vorliegenden Buch analysiert die Autorin, eine Linguistin, die deutsche Sprache als eine von Männern gemachte und daher frauenfeindliche. Jedoch bleibt sie nicht bei der unverbindlichen Analyse stehen, sondern macht auch konkrete Vorschläge zur Veränderung.

Im ersten Teil des Buches sind Aufsätze gesammelt, die auf vielfältige Art und Weise frauenfeindliche Formen des Deutschen untersuchen. Im wichtigsten Aufsatz, der wohl auch am meisten provoziert, macht Pusch konkrete Veränderungsvorschläge. Sie sind zu komplex, um sie hier in aller Ausführlichkeit darzulegen; wichtig ist, daß die Veränderung sehr weitgehend ist, denn Pusch schlägt einen völlig neuen Gebrauch der Artikel vor, der verhindern soll, daß Frauen zwar immer „mitgemeint“ sind, tatsächlich aber ausgeschlossen wer-

den. (Z.B. „Ein Mensch der oberen Mittelklasse kann zufrieden sein, auch wenn er manchmal Probleme mit seiner Frau hat.“)

Im zweiten Teil folgen dann Glossen, die in der feministischen Zeitschrift *Courage* veröffentlicht wurden. Darin zeigt Pusch an vielen Beispielen die alltägliche Diskriminierung der Frauen durch Sprache. Sie zeigt aber auch, wie Frauen heute schon die Sprache verändern.

Faszinierend an diesem Buch ist auch, daß das ansonsten eher trockene und schwierige Thema Linguistik hier auf gut verständliche und witzige Art behandelt wird. Die Frage allerdings bleibt, ob diese Männergesellschaft einen so harten Eingriff in ihre Sprache zuläßt. (Götz Bonk)

Rossana Rossanda:
EINMISCHUNG
Frankfurt 1983c (Suhrkamp-Verlag)

Das Werk könnte als Einleitung zu einer feministischen Philosophie der Politik gelesen werden. Es geht zurück auf eine Sendereihe, die der italienische Rundfunk (RAI) zwischen November 1978 und Februar 1979 über „Wörter der Politik“ ausgestrahlt hat und beinhaltet Gesprächsprotokolle mit Frauen zu Problemen der Politik, Freiheit, Demokratie, des Widerstands, der

Partei, Revolution etc. Dabei wird der Umgang und die Erfahrungen von Frauen mit politischen Institutionen und Bewegungen thematisiert, weibliche Vorstellungen mit „männlichen“ Realitäten konfrontiert, Möglichkeiten und Wirklichkeiten weiblicher „Einmischungen“ aufgezeigt.

Rossandas Verhältnis zum Feminismus, daraus macht sie in ihrer einleitenden „Auskunft“ über ihren politischen und intellektuellen Werdegang keinen Hehl, ist gespalten. Einerseits zeichnet sie, über das Stadium einer isolierten Emanzipation als Person hinaus, ihr zunehmendes Verständnis für den Feminismus und ihre praktische Annäherung an ihn nach. Andererseits bleibt sie dem (radikalen) Feminismus doch sehr kritisch gesonnen. Nicht nur hält sie ihm vor, die kapitalistische Ausbeutung der Frau nur als moderne Variante einer viel älteren, schon in der zweigeschlechtigen Natur angelegten Unterdrückung zu begreifen während doch gerade die kapitalistische Industrialisierung Ursache der doppelten Ausbeutung sei und die Frauen zu einer besonderen Reservearmee auf dem Arbeitsmarkt herabwürdigte. Auch zeigt sie sein „chronisches Schwanken“ zwischen der bewußten Identifikation mit jener Rolle, die den Frauen seit Jahrtausenden aufgedrängt worden ist (Affektivität, Körperlichkeit, Gewaltlosigkeit,

Schönheit etc.), und der ebenso bewußten und entschiedenen Ablehnung dieser Identifikation. Rossanda sieht im Feminismus die Möglichkeit einer Beschleunigung der gesellschaftlichen Emanzipationsbewegung. Sie macht aber auch auf die Gefahr einer definitiven Zersplitterung der Geschlechter aufmerksam, die (anders als Ausbeuter und Ausgebeutete, die in ihren entgegengesetzten Interessen doch eine gemeinsame Sprache sprechen, sich gleichermaßen auf das Erbe der klassischen Philosophie berufen etc.) keine dialektische Entfaltung, keine Versöhnung mehr erlaubt.

Das Hauptanliegen des Buches läßt sich vielleicht in zwei Punkten zusammenfassen. Zum einen will Rossanda die Sprachen und Welten von Frau und Mann, und zum anderen durch die Kritik am radikalen Feminismus hindurch die Frauenbewegung mit Marx und der Arbeiterbewegung versöhnen. Auf die Selbstanklage der Feministin Paola Redaelli, die sich und den Ihren vorwirft, durch die ausschließliche Fixierung auf die eigene Individualität sich das Wahrnehmungs- und Handlungsvermögen zu lahmen, sich zu isolieren und den Zugang zur politischen Praxis zu versperren, antwortet Rossanda vermittelnd: „Die 'Unmittelbarkeit' der Person, der Emotionalität, der Gefühle wiederzuentdecken, das Individuum wiederzuentdecken, den abstrakten

Rezensionen

Formalismus der Politik zu kritisieren, setzt ein hohes Maß an 'politischer Kultur' voraus" (S. 224).

So richtig dieses Anliegen im Prinzip erscheint, so erscheint doch die Person etwas unglaubwürdig, die dies Anliegen vorbringt. Aus dem Zentralkomitee der PCI ausgeschlossen, gründete Rossanda 1969 mit Freunden die Gruppe Manifesto 1974 bemühte sich Manifesto, sich zunächst mit dem Partito di Unità Proletaria (PdUP), später mit der Gruppe Avanguardia Operaia zu verbinden. Nach dem Scheitern dieser Bemühungen, das Rossanda nach eigenem Eingeständnis mitverursacht hat, führte der Weg seit 1977 in eine zunehmende politische Isolation. Nimmt sich der Traum einer Vereinigung von Frauenbewegung und Arbeiterbewegung aber nicht seltsam aus, wenn er von einer Splittergruppe aus vorgetragen wird, die unmittelbar mit der Frauenbewegung nichts zu schaffen hat und mit der (derzeit stärksten) kommunistischen Partei im Zwist liegt so wie sich sogar als unfähig erweist, mit Splittergruppen zu koalieren? (Konrad Lotter)

Barbara Sichtermann:
WEIBLICHKEIT. ZUR
POLITIK DES PRIVATEN
West-Berlin 1983 (Wagenbach-
Verlag)

Die Autorin hat ein Buch für die Frauen geschrieben, die es noch nicht aufgegeben haben, mit jenem schwierigen Geschlecht zusammenzuleben, das das „starke“ genannt wird. Sie macht Mut, Mut zum Umgang mit Männern und Mut zum Kind.

Damit leugnet sie jedoch nicht die politische und ökonomische Dimension der Frauenbefreiung. Ihre Aufsätze wollen im Gegenteil die Seite des weiblichen Lebens beleuchten, die gemeinhin als die „private“ angesehen wird, so privat jedoch gar nicht ist. So steht denn auch im Titel dieser Sammlung die Charakterisierung „Zur Politik des Privaten“. Private Beziehungen, auch Sexualität, sind immer auch Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse und damit von diesen beeinflusst. Die „neue“ Frauenbewegung hat sich seit ihren Anfängen den Anspruch gestellt, das Private als ein politisch Vermitteltes zu sehen und zu diskutieren.

„Kein Wunder. Für die Frauen ist der Privatbereich immer noch deshalb unmittelbar Politikum, weil er sie nicht entlassen will, weil sie die Zuständigkeit für ihn nicht loswerden.“ (S. 8)

Klammer der 10 Aufsätze ist einer der, wie Barbara Sichtermann sagt, ältesten Stoffe der Neuen Frauenbewegung, nämlich die Sexualität. Sie wagt dabei einige Thesen, die

auch bei „frauenbewegten“ Frauen zunächst nicht unbedingt auf Zustimmung stoßen mögen. In einer Zeit z.B., in der uns Frauen von der Rechtsregierung wieder der Rückzug zu Herd und Kind schmackhaft gemacht werden soll, in der die Indikationslösung in Gefahr ist und in der Frauen vom Arbeitsmarkt verdrängt werden sollen, plädiert Sichter mann für den Kinderwunsch. Sie stellt dar, wie er in den Anfängen der Neuen Frauenbewegung tabuisiert und sanktioniert wurde, wie er jedoch in den letzten Jahren andererseits von immer mehr Frauen anerkannt, ja sogar als ein erotisches Bedürfnis wahrgenommen wird. Sie idealisiert dabei die Mutterschaft nicht, sondern macht das Befreiende dieses Wunsches, wenn Frau zu ihm steht, deutlich. Dies heißt ja nicht, daß diese Frauen dann nicht mehr für politische Rechte oder eben auch für Kinderbetreuungseinrichtungen etc. kämpfen - eher im Gegenteil. Reaktionäre Ideologie hat in ihrer Argumentation keinen Platz; denn je sicherer und selbstbewußter Frauen zu ihren Sehnsüchten und Wünschen stehen, „desto schwerer wird es den institutionalisierten Mächten gemacht, ihre Interessen wie z.B. Bevölkerungswachstum, ideologische Aufwertung der kinderreichen Familie und Rekonstruktion des traditionellen Frauenbilds durchzusetzen und mit diesen Interessen zerstörend und

entfremdend in unsere Wünsche einzudringen.“ (S. 33)

Der zweite große Bereich, dem sich Sichter mann widmet, ist das Zusammenleben mit Männern. Viele Frauen haben sich von den Männern zurückgezogen; sie jedoch steht auf dem Standpunkt, daß aus dem Zusammenwirken der Geschlechter, aus der gemeinsamen Sexualität, neue Impulse ausgehen können, die durch jahrhundertelange soziale Rollenfestschreibung verschüttet worden sind. Sie plädiert für eine Sexualität, die sich jedem Rollenklischee entzieht, d.h. Frauen müssen lernen, aggressiver auch im sexuellen Bereich zu werden, und Männer müssen erkennen, daß Passivität auch etwas mit Genuß und der Fähigkeit dazu zu tun haben kann. Frauen haben in ihrer langen Geschichte der Unterdrückung nie gelernt, „Objekte zu bilden“, stets waren sie die Objekte, die man(n) begehrte; ihnen selber fehlte dagegen die nötige Distanz, die Möglichkeit, das „Objekt“ zu isolieren. Sichter mann gibt in ihrem Buch Männern und Frauen eine neue Chance, zu befriedigender (und aufregender) Sexualität zu finden.

„Ich behaupte, daß die Sexualität 'eigentlich' nach den Bedürfnissen beider Geschlechter eingerichtet ist, daß sie die des einen nur stillt, wenn sie auch die des anderen befriedigt. Wenn das stimmt, dann kann es eine geschlechtsspezifische Sexualität nicht geben.“ (S. 116)

Rezensionen

Ein Buch, das auf die Diskussion in der Frauenbewegung anregend wirken kann, das die aktuellen Angriffe auf Frauenrechte in ihrer Komplexität wahrnimmt, aber andererseits auch nicht der Tatsache ausweicht, daß über 10 Jahre Frauenbewegung an den Frauen nicht spurlos vorübergegangen ist, und das nach neuen Perspektiven auch für die einzelne Frau sucht.

„Ich glaube, daß die Angst vor Beifall von der falschen Seite dem Feminismus oft verboten hat weiterzudenken. Weiterdenken heißt manchmal auch genauer denken und je schärfer die Differenzierungen werden, desto sicherer können wir sein, daß die 'andere Seite' trotz ihres Beifalls ans andere Ufer des Gedankenstroms verwiesen bleibt.“ (S.11)

(Christine Steffen)

Senta Trömel (Hg.):

**„GEWALT DURCH
SPRACHE“**

Frankfurt am Main 1984 (Fischer-Verlag)

„So, wie Sprache und Gespräche Spiegel und Instrument unserer sexistischen Gesellschaft sind, können sie auch Instrument und Spiegel der Veränderung werden.“

In verschiedenen Aufsätzen wird der Versuch gemacht, zu zeigen, was der Fall ist: Sprache ist ein Mittel der gesellschaftlichen Unterdrückung der Frau.

Durch Sprache wird Wirklichkeit hergestellt, das können wir täglich beim Zeitungslernen, Fernsehen etc. feststellen. Uns werden Informationen vorenthalten und bestimmte Informationen durch bestimmte Sprachhandlungen mitgeteilt.

Die Unterdrückung der Frau zeigt sich zum einen in der Sprache, und zum anderen wird sie ständig durch die Sprache reproduziert. Ändert sich die Sprache, so ändert sich das Bewußtsein. Voraussetzung dafür ist die Sensibilisierung für die Sprache, d.h. Sprache und Sprachverhalten müssen untersucht werden.

Dieses Buch will Frauen und Männer auf ihr eigenes Sprachverhalten aufmerksam machen. Es weist empirisch nach, daß Männer in Gesprächen Frauen durch ihr Sprachverhalten dominieren, bzw. Frauen sich dominieren lassen. Zunächst werden Gespräche unseres Alltagslebens untersucht, z.B. Beziehungen, Uni oder Schule. Alle Untersuchungen kommen zu dem Ergebnis, daß Männer die Gespräche kontrollieren und Frauen insbesondere Unterstützungsarbeit leisten. Frauen haben Angst vor Erfolg, d.h. sie vermeiden in Gesprächen zu dominieren, weil sie als Konsequenz ihren Status als Frau verlieren würden.

Eine Reihe von Aufsätzen beschäftigt sich mit Gesprächen in den Medien (Fernschdiskussionen). Es stellt sich heraus, daß Frauen nicht aufgrund ihres gesellschaftlichen Status auf eine bestimmte Art behandelt werden, sondern daß sie diese Behandlung erfahren, weil sie Frau sind. Der Mißerfolg von Frauen in öffentlichen Gesprächen wird somit konstruiert, ebenso wie der Erfolg von Männern immer gesichert ist. Frauen werden öfter unterbrochen, ihre Wortmeldungen werden Übersehen: sie müssen um das Erhalten und Behalten des Wortes kämpfen; sie kommen gar nicht dazu, ein eigenes Thema ungestört zu entfalten.

Frauen konstruieren aber auch durch ihr eigenes defensives Sprachverhalten den Mißerfolg selbst. Dieses Sprachverhalten von Frauen wird in einem letzten Aufsatzkomplex näher untersucht. Die Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Stil werden herausgearbeitet: weiblicher geht mehr darauf aus, Gemeinsamkeiten zu finden, während in Männergesprächen Konkurrenzverhalten, Selbstdarstellung etc. vorherrschend sind.

Das Buch gibt einen guten Überblick über frauenspezifische Sprachforschung und sensibilisiert für Sprache und Sprachverhalten. Teilweise ist es etwas langatmig zu lesen, weil die Inhalte sich in ver-

schiedenen Aufsätzen wiederholen. Das liegt allerdings in der Natur empirischer Untersuchungen: an verschiedenen Gegenständen werden gleiche Eigenschaften festgestellt.

(Claudia Fietkau)

Gerda Weiler:
**„ICH VERWERFE IM LANDE
DIE KRIEGE“**
**DAS VERBORGENE
MATRIARCHAT IM ALTEN
TESTAMENT**
**München 1983 (Frauenoffensive,
422 S.)**

Gerda Weiler geb. 1921 in Berlin, Religionslehrerin, Zusatzausbildung für Erwachsenenbildung, seit 1974 in der Frauenbewegung tätig ist ausgezogen, den männlichen AT-Exegeten das Fürchten zu lehren. In dem vorliegenden Buch versucht sie den Beweis dafür zu führen, daß dem Text des Alten Testaments eine ursprünglich matriachale Kultur zugrunde liegt: „Die Bibel ist eine Sammlung matriarchaler Kulttexte, aus denen die Herrin des Himmels eliminiert ist!“ (S. 52) An dieser patriarchalischen Verstümmelung sind die männlichen Redakteure und Kommentatoren des AT schuld, die den originär matriarchalischen Text in sein Gegenteil verkehrten. So liest sich es als Lehrbeispiel, „... wie ein Volk sich von seinen matriarchalen Wurzeln abschneidet. Es

Rezensionen

zeigt uns, wie die aggressive Fähigkeit des Menschen, wenn sie sich verselbständigt, zu Fanatismus, Mord und brutaler Vernichtung des Menschen durch den Menschen führt.“ (S. 78) Nach G. Weiler ist das AT für eine ganze Reihe von Mißständen letztlich verantwortlich: die Sitten und Gebräuche unserer gesellschaftlichen Ordnung, die frauenunterdrückerische Gesetzgebung, die Hexenpogrome, die „Heiligen Kriege“, den Ost-West-Konflikt u.a.m. (vgl. S. 32 f)

Wie haben wir uns nun die matriarchale Gottheit vorzustellen? „Die Königin des Himmels übte keine aufgesetzte Macht aus. Ihre Kraft strömte von innen her. Sie war der Inbegriff aller lebendigen Kräfte, die schöpferische Urkraft ... Aus dem Ur-Einen geschah die Geburt des Polaren. Doch die integrierende Kraft blieb weiblich. Sie ordnete die polaren Strebungen einander zu, schuf die fruchtbare Spannung zwischen den Gegensätzen.“ (S. 22)

Wenn sich auch G. Weiler um eine breit angelegte, oft redundante Beweisführung bemüht, bleibt doch fast immer der Nachgeschmack der Spekulation. Die Antwort auf die Frage „Woher wir kommen?“ (S. 32) führt schnurstracks in eine schwammige Mythologie, die man schon in Bachofens „Mutterrecht“ gelesen zu haben glaubt. G. Weilers Buch ist eine Retourkutsche auf den

Männlichkeitswahn der Theologie des 19. (und 20.?) Jahrhunderts; ob sie darüber hinaus auch noch recht hat, möge der Leser selbst entscheiden.

(Arthur Dittlmann)

Anke Wolf-Graaf:
FRAUENARBEIT **IM**
ABSEITS.
FRAUENBEWEGUNG **UND**
WEIBLICHES
ARBEITSVERMÖGEN
München 1981 (Frauenoffensive)

Anke Wolf-Graaf stellt in dem ersten Hauptteil die drei zentralen Theorien der Frauenbewegung dar, nämlich die „existentialistischen feministischen Positionen“ von de Beauvoir, Friedan, Greer, Millet, Firestone und Janssen-Jurreit, dann die „sozialistische Emanzipationstheorie“ von Engels, Marx, Zetkin und Menschik und schließlich die Konzeptionen „Lohn für Hausarbeit“ von Dalla Costa, Biermann, Beck/Duden und Fortunati, wobei sie in letzteren „Ansätze zu einem materialistischen Feminismus“ erblickt. Diese Ansätze sucht sie in einem zweiten Teil fortzuführen, bevor sie in einem dritten Teil die Entwicklung der Frauenarbeit vom Mittelalter bis zur Industriellen Revolution verfolgt. Sie bemängelt an den existentialistischen Theorien hauptsächlich, daß diese die unter-

geordnete Stellung der Frauen nicht ökonomisch erklären, und an den sozialistischen Theorien, daß deren ökonomische Erklärung verfehlt wäre. (An den bisherigen Lohn-für-Hausarbeit-Positionen kritisiert sie, daß sie die Hausarbeit zu negativ auffaßten; die Vergesellschaftung der Hausarbeit ist für sie keine akzeptable Perspektive.) Sie will somit vor allem den „blinden Fleck“ der sozialistischen Theorien beseitigen: die Hausarbeit (der Frauen) wie die gesamte Familienarbeit reproduziere nicht etwa nur, wie Marx darstellt, die Arbeitskraft (der männlichen Lohnarbeiter), indem sie als notwendige gebrauchswertproduzierende Arbeit den Wert der Lebensmittel auf die Ware Arbeitskraft überbringt, sondern sei selbst „Wertbildnerin“ (S. 288, S. 278 f). Das wird nicht weiter begründet, es sei denn, „man“ ließe als Begründung gelten, daß die Hausarbeit notwendig ist. Lohn für Hausarbeit zu fordern, sei „antikapitalistisch“ und laufe darauf hinaus, daß die gesamte notwendige Arbeitszeit = wertproduzierende Arbeit bezahlt wurde, also keine Mehrarbeitszeit übrig bliebe und „eine Aufhebung der Mehrwertproduktion angesteuert“ würde (S. 288). In diesem Sinne will Anke Wolf-Graaf die Hausarbeit der Frau „in den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Ökonomie“ stellen (S. 258). Zur Grundlage der Ökonomie und des Geschlechterverhältnisses wird also nicht die

Produktion des Lebens, auch nicht die Produktion der Lebensmittel, sondern die Konsumtion der Lebensmittel gemacht. So wird schließlich - Göttin sei dank - die Hausarbeit der Frauen zum Hebel der Weltgeschichte.

(Elmar Treptow)

Uwe Wesel:

**DER MYTHOS VOM
Matriarchat.
BACHOFENS
MUTTERRECHT UND DIE
STELLUNG
VON FRAUEN IN FRÜHEN
GESELLSCHAFTEN VOR
DER ENTSTEHUNG
STAATLICHER
HERRSCHAFT**

Frankfurt am Main 1980 (Suhrkamp-Verlag, 168 S., DM 12.-)

Hartmut Zinser:

**MYTHOS DES
MUTTERRECHTS.
VERHANDLUNG VON DREI
AKTUELLEN THEORIEN
DES**

GESCHLECHTERKAMPFES

Frankfurt am Main Berlin Wien
1981 (Ullstein-Verlag, 96 S., DM 6,80)

Nicht erst seit der Wahl eines Feminats an die Spitze“ der Grünen Fraktion stellt sich die Frage nach einer Konzeption matriarchaler

Rezensionen

Strukturen, matriarchaler Gens und herrschaftsfreier Demokratie bis hin zur „Naturnähe“ der Frauen. Neu stellen sich auch die Fragen im Dreieck der neuen sozialen Bewegung: Feminismus, Ökologie und Basisdemokratie.

Mutterrechtstheorien, Matriarchatskonzepte, weibliches Naturprinzip dies sind die untersuchten Gegenstände beider Abhandlungen. An paradigmatischen Theorien und bei U. Wesel an ethnologischen Untersuchungen soll gezeigt werden, „wann und in welchen geschichtlichen Situationen diese entstanden sind, von wem und mit welcher Absicht sie aufgestellt wurden und welche Funktion und Bedeutung sie für den Autor hatten“ (Zinser, 7).

Die erste von beiden Autoren untersuchte Matriarchats-theorie ist die des Schweizer Juristen und Mythenforschers Johann Jakob Bachofen: „Das Mutterrecht. Eine Untersuchung Über die Gynäkokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur“, Basel 1861 (Ffm 1975, Hg. H.J. Heinrichs). Bachofen betonte, daß der männlichen Geschichte eine historisch Überholte weibliche vorangegangen sei. Seine Methode ist die remythologisierende Analyse des Geschlechterkonflikts; sein Thema das weiblich-stoffliche und das männlich-geistige Prinzip. Der „männliche Geist“ (Zinser) entsteht dem weiblichen Materialismus als die historisierte Heraufkunft des Patriarchats aus einem

mythologisch geahnten Matriarchat. Weibliche Natur und männlicher Geist bleiben in Bachofens Bewußtseinsphilosophie unvermittelt die Matriarchatskonzeption eine archaische Utopie.

Im Anschluß an Lewis Henry Morgans „Ancient Society“ von 1877 (Ndr. 1976), auf welche nur U. Wesel eingeht, gehen die Autoren über zur materialistischen Matriarchats-theorie von Friedrich Engels im „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“ von 1884 (MEW 21). Engels unternimmt den Versuch, Produktion und Familie, Privateigentum und Frauenunterdrückung in Beziehung zu setzen, um so in wissenschaftlicher Weise die Entwicklung von der Gentilverfassung zur staatlichen Verfassung nachzuzeichnen. Morgans Periodisierung in Wildheit, Barbarei und Zivilisation, sowohl von Engels als auch Marx übernommen, bilden auf bestimmten ökonomischen Verhältnissen einen spezifischen Familientypus heraus und damit ein eigentümliches soziales Ordnungs- und Geschlechterverhältnis. So konnte es Engels zufolge erst mit der Entwicklung der Produktion für den Tausch und des Privateigentums zur Ökonomisierung der Familie kommen und in der Folge zur Unterordnung der Frau unter den Mann. Eine Aufhebung der Unterdrückung aber, sowie die Auflösung der Familie als „reines Geldverhältnis“

(Marx/Engels) bedarf des Übergangs der Produktion in Gemeindegut, da erst der öffentliche Charakter des Eigentums eine Aufhebung der privaten Arbeitstellung in der Familie garantiert. Die „Befreiung der Frau“ ist für Engels erst möglich, wenn sie in die „gesellschaftlich produktive Arbeit“ eingeschlossen ist und nicht „auf die häusliche Privatarbeit beschränkt bleibt... Und dies ist erst möglich geworden durch die moderne große Industrie, ..., die die private Hausarbeit mehr und mehr in eine öffentliche Industrie aufzulösen strebt“ (HEW 21, 158). Zu Recht bezeichnet Zinser den Engels'schen Arbeitsbegriff als männlich, und die Skepsis beider Autoren ist angebracht, was nun das direkte Verhältnis von Privateigentum und Frauenunterdrückung betrifft, sowie deren angebliche Befreiung im und durch den Produktionsprozeß. Allein die von Engels vernachlässigte begriffliche Differenzierung (Mutterrecht = Frauenrecht; Mutterrecht ist a) Gynäkokratie oder Matriarchat, b) Matrilinearität und c) Mischbegriff; Wesel, S. 33 f) hätte ihn der Marx 'schen Skepsis in bezug auf manche Einzelheiten näher gebracht.

Hartmut Zinser führt als drittes theoretisches Paradigma Sigmund Freuds psychoanalytische Theorie in einer „von Sandor Ferenczi vorge-nommenen biologischen Zuspit-

zung“ (8) vor. Die Verdrängung der Frau in der Freudschen Konstruktion der Urgeschichte ist für Zinser in der Trieblehre zu suchen, d.h. in der Freudschen Anwendung der Trieblehre auf die Geschichte. Freud „entmündigte die Frau durch einen männlich fixierten Triebbegriff“ und weise ihr festgelegte konstante Verhaltensmuster zu, die aber doch letztlich historische und gesellschaftliche Produkte seien. „Die substantielle Psychoanalyse ... stellt sich durch die Festschreibung eines bestimmten gesellschaftlichen und historisch gebildeten Verhältnisses der Geschlechter und durch die Festlegung des Triebbegriffs als biologische Konstante in den Dienst der Rechtfertigung, der Hintansetzung und daraus folgend der Unterdrückung der Frau“ (78). Freuds Reduzierung des gesellschaftlich-sozialen Lebens auf psychische Prozesse, sein abstrakt-psychologisches Modell der menschlichen Natur und sein Dualismus von Mensch und Gesellschaft ist aber allein mit einer Kritik an der Penisneidtheorie nicht zu fassen. Freud wird so mit Ferenczi verkürzt.

Neben einigen historischen Nachprüfungen des Mutterrechts (Lykien, Ägypten, Kreta) findet sich bei Uwe Wesel ein wesentlicher Teil 2: Ethnologie. Er versucht hier nachzuzeichnen, daß „die Entstehung der Familie, auch der patriarchalischen, und die Unterdrückung von

Rezensionen

Frauen unabhängig von der Existenz des Privateigentums und des Staates“ (147). Unterdrückung begann für Wesel „vor der Entstehung kephaler* politischer Instanzen aufgrund der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau“ (145) die sog. „politische Ökonomie der Sexualität“. Die Gründe nun liegen für ihn in der Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern und die Lösung daher in der Aufhebung dieser Arbeitsteilung, sowohl in der Familie als auch im Staat. Wo aber die Gründe für diese Arbeitsteilung liegen, um welche Arbeitsteilung es sich handelt (naturwüchsige/gesellschaftliche; geistige/körperliche etc.) vermag er nicht zu erklären, so daß die Forderung nach einer „Aufhebung“ ein höchst ideales, moralisches Postulat bleibt.

Als Fazit der Autoren bleibt, daß „die Mutterrechtstheorien zur Subjektwerdung der Frauen wenig helfen“ (Zinser, 90), bzw. daß diese „kein Muster für die Zukunft abgeben“ (Wesel, 148). Trotzdem: Frauen „können daraus über ihre eigene Deformierung und über die Vorstellung von Männern, über sich und sie, erfahren“ (Zinser, ibd.) und so „vorübergehende Nachteile ausgleichen“ (Wesel, ibd.). Die Frage aber, was das aufgeklärt Widerständige in den Matriarchatthesen selbst ist, bleibt unbeantwortet. So muß den Autoren auch unverständlich bleiben, wenn eben heute grünoökologische Frauenphilosophie

wiederum auf matriarchalische Mythologie und deren Naturnähe rekurrieren.

(Hans Mittermüller)

* griech. kephale „Kopf“ bedeutet hier eine Gesellschaft mit Zentralinstanzen.

Auch die vorliegenden Bücher Texte Zeitschriften (zumeist aus kollektiven Diskussionen und wissenschaftlichen Seminaren entstanden) dokumentieren die vielfältige Breite und fortdauernde Aktualität einer Intellektuellen als auch Institutionalisierten Auseinandersetzung Über die Themen Frauen Denken / Macht Frauen / Geschlechterverhältnisse / Formen der Sexualität.

Barbara Schaeffer-Hegel / Brigitte Wartmann (Hrsg.):

**MYTHOS FRAU.
PROJEKTIONEN UND
INSZENIERUNGEN IM
PATRIARCHAT**

2. Aufl., Berlin 1984 (PUBLICA-Verlag)

**Barbara Schaeffer-Hegel (Hrsg.):
FRAUEN UND MACHT. DER
ALLTÄGLICHE BEITRAG
DER FRAUEN ZUR POLITIK
DES PATRIARCHATS**

Berlin 1984 (PUBLICA-Verlag)

Die beiden mit Unterstützung des publica-Verlages (Thomas Wölk u.a.) unter der Regie von Barbara Schaeffer-Hegel herausgegebenen sehr lesefreundlichen und gut ausgestatteten Bände „Mythos Frau“ und „Frauen und Macht“ geben die Referate und Diskussionen der Konferenzen und Vortragsreihen zu den Themen „Frau – Natur - Wissenschaft“ und „Frau – Macht - Körper“ wieder. Diese Veranstaltungen (November 1982 und November 1983) hatte die Arbeitsstelle sozial-, kultur- und erziehungswissenschaftliche Frauenforschung am FB 22 der Techn. Universität Berlin in Zusammenarbeit mit dem Büro für wissenschaftliche Weiterbildung der TUB vorbereitet.

Der Band „Mythos Frau“ enthält 24 Beiträge und Diskussionen und gliedert sich in die Abschnitte: Wissenschaft: ein männlicher Wahrheits-Mythos / Strukturmerkmale patriarchaler Mythenbildung / Antike Mythologie und Weiblichkeit / Mythenbildung im 19. Jh. / Weiblichkeit: Schrecken und Sehnsüchte. In ihren Beiträgen formulieren B. Schaeffer-Hegel, Ulrich Elsel und Dietmar Kamper eine Wissenschaftskritik über die „despotische Logik der Väter“ und andere männliche „Universalstrategien“. M. Jansen-Jurreit, C. Hagemann-White und J. Oster rekonstruieren die „Geschlechterhierarchie“ und andere kulturelle Formen des Patriar-

chats. Über den Mythos der „Jungfrau“, die Idee der Gleichheit und andere Mythenbildungen bis hinein ins proletarische Frauenleben berichten B. Classen, G. Treusch-Dieter, Ch. Meyers-Herwartz, U. Prokop, G. Tornleporth. (Auf diese namentlich bezeichneten Beiträge kann hier nur hingewiesen werden, um den enormen Horizont dieses Bandes zu skizzieren.)

Hierbei werden gültige Selbstverständlichkeiten im historischen Denken über Frauen aufgehoben und die „scheinbar festgefügtten Fassaden“ männlicher Gesellschafts- und Geschlechtsdiscourse verändert. Eine Analyse der verborgenen, nur am Rande des bisherigen geschichtswissenschaftlichen Discourses existierenden Kraft, die sich in mancherlei Formen mit Frauen verknüpft, erfordert sicherlich die Aufarbeitung anderer, auch ungewöhnlicher Materialien, welche in einem männlich dominierten Wissenschaftsbild bisher gar nicht oder kaum berücksichtigt wurden. Mythen über Frau/Weiblichkeit können als ein solches Material angesehen werden.

„In ihnen zeigt sich das Weibliche auf eine doppelte Weise: einerseits offenbart sich in ihnen, was die abendländische Gesellschaft über Jahrtausende hinweg als Wesensmoment jener nicht-männlichen Kraft explizit gedeutet, angebetet

und schließlich ausgebeutet hat. Andererseits verbergen sie in ihren vielfältigen Verschlüsselungen und Andeutungen die systematische, immer wiederkehrende Verdrängung des Weiblichen, welche patriarchale Gesellschaften über die Jahrtausende hinweg immer wieder produziert haben. Nur im Spannungsprozeß zwischen der realen und der imaginären Verortung des Weiblichen im kulturellen Prozeß lassen sich jedoch die Anzeichen für die tatsächlichen Wirkungen weiblicher Lebensrealität und für ihre Geschichte aufspüren.“ Denn gerade „die Übergänge zwischen den ideologischen und den realen Bestimmungen“ des 'Weiblichen' „sind fließend und produzieren immer wieder“ unreflektierte 'Normalität', (aus dem Vorwort, S. 9)

Eine solche 'Normalität' der alltäglichen Discourse und Lebensformen wird auch im Textband „**Frauen und Macht**“ mit der theoretischen Reflexion über „weibliche Existenz“ und feministischer Wissenschaftskritik konfrontiert. Als roter Faden verbindet die 24 Beiträge dieses Bandes die Fragestellung, wodurch Frauen in alltäglicher Weise ihre eigene Unterdrückung pro- und reproduzieren in welcher Weise Frauen ein Bewußtsein oder Nicht-Bewußtsein von den machtproduzierenden Effekten ihrer eigenen Tätigkeit haben wie sie durch ihre Arbeit und ihre stillschweigende

Einwilligung in das Bestehende Machtbeziehungen herstellen, welche Konformismus und Selbstaubeutung zur Folge haben.

Diese letztgenannte Thematik wird insbesondere im ersten Hauptteil „Frauen im Nationalsozialismus“ erörtert. Der im alltäglichen Verhalten von Frauen angelegte Zusammenhang von Konservatismus und Rebellion korrespondiere mit einem Grundmodus der Nazi-Konterrevolution von Ressentiment und Reaktion. In dem zyklischen Zusammenhang von Innovation und Stagnation, von Rebellion und Konservatismus, von Ressentiments und Reaktion, sei das mythische Schema von der 'anstiftenden Mutter' einerseits und das der Frau als Opfer der Verhältnisse andererseits schon angelegt (vgl. S. 9). In einem weiteren Hauptteil zentrieren sich die Beiträge „zur Typik der weiblichen Produktivität in der Familie“. Ausgehend von einer Arbeitssituation, in der Frauen ihre physische und psychische Energie jederzeit verausgaben, wird untersucht, wie im Dienst für die Familie machtreproduzierende Momente mit den lebensschaffenden verbunden sind (vgl. S. 111 ff). Insbesondere wird hier die Relation von Frauenmacht und Mütterlichkeit diskutiert, inwieweit männliche Herrschaftsmechanismen die Familiensituation prägen, von Frauen anerkannt werden und die Mutter-Kind-Beziehungen deformieren. Zudem

wird der „Kardinalfehler“ der Pädagogen kritisiert, Erziehung auf Beziehung zu reduzieren, ebenso die patriarchale Definitionsmacht, welche z.B. Staubputzen, Windeinwechseln und Hausaufgabenbetreuung als „mütterliche Macht“ bestimmen kann.

Desweiteren besteht der Band aus den Hauptteilen „Zugriffe der Macht auf den Körper der Frau“ (u.a. werden Aspekte zu 'Gewalt' und 'weiblichen Putzzwang' vorge tragen) und „Was machen wir mit der Macht?“ (Über weibliche Strategien im Patriarchat). Insgesamt gelingt es den einzelnen Beiträgen quer zu den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und mit unterschiedlichen theoretischen Herangehensweisen in hervorragender Weise, die nicht nur Frauen betreffenden patriarchalen Grundstrukturen unserer Kulturformen zu erklären und zu erhellen.

Aus dem zuletzt besprochenen Band dienten auch fünf Beiträge (im Vorabdruck) zur Ausgestaltung des „Konkursbuches“:
(Rüdiger Brede)

Claudia Gehrke / Gerburg Treusch-Dieter / Brigitte Wartmann
(Hrsg.):

**FRAUENMACHT.
KONKURSBUCH 12
Tübingen 1984**

Diese wie alle Konkursbücher graphisch sehr an- und aufregend gestaltete und mit einer auch sehr lesefreundlichen Aufmachung versehene Zeitschriftenausgabe untersucht mit verschiedenen Blickwinkeln ebenfalls die Relationen eines weiten, bisher wenig erforschten Problemfeldes. U. Schuller hinterfragt die Bedingungen discursiver Vergabe des Wissens und der Formen 'weiblicher Intellektualität. Ins 'Reich der Mutter' wagen sich mehrere Beiträge, erkunden die Ambivalenz der Mutter-Situation bis hin zur Mythisierung der „großen Mutter“ - u.a. B. Wartmann Über die „Formen weiblicher Macht innerhalb und außerhalb der Familie“. Mit literarischen und ästhetischen Perspektiven werden differenzierte 'frauliche Landschaften' gezeichnet: E. Seifert Über „Körperbild und Begehren“, U. Haß über „Mütterliche Landschaften“ oder J. Dech über „körperliche Ohnmacht und weibliche Macht“ bei Frida Kahlo. Sissi Tax und Ulrike Ottinger führen unter dem Titel „la forza/power/le pouvoir“ ein intensives Gespräch Über Macht / Film und das „Ideal des Dandys“. Der Zusammenhang von wissenschaftlichen Discoursen, ihren Machteffekten und dem gesellschaftlichen Verhältnis Frau-Macht

Rezensionen

untersucht am Beispiel des Krankheitsbildes und epochenspezifischen Deutungsmusters 'Hysterie' - (Rüdiger Brede)

Regine Schaps:
HYSTERIE UND WEIBLICHKEIT. WISSENSCHAFTSMYTHEN ÜBER DIE FRAU
Frankfurt/New York 1982 (CAMPUS-Verlag)

Zu Ende des 19. Jahrhunderts stellte die 'hysterische' Frau eine bizarre Herausforderung für den medizinisch-psychiatrischen Discours dar. Da dieser ebenso an der Produktion eines gängigen Mythos der weiblichen Passivität, Schwächlichkeit und Nervenanfälligkeit mitgewirkt hatte, war es nicht verwunderlich, daß schließlich bürgerliche Frauen scharenweise die Praxen, Kliniken und Sanatorien besuchten, sowie zu Objekten der ärztlichen 'Kunst' wurden. Unter der Voraussetzung, daß die Rolle des übermächtigen Vaters bei gleichzeitig schwacher Mutterbindung für eine Hysterikerin eine große Bedeutung hatte, entsprach ein solcher Umstand zugleich „dem kulturellen Verständnis einer Frau, deren Schicksal einem patriarchalischen Ehemann und damit unweigerlich auch dem Psychiater ausgeliefert war“.

„Die Hysterikerin, die auf der Suche nach ihrer Ich-Identität den Weg zu der 'Mutter' nicht gefunden hatte, blieb somit in einer ihr fremden Kultur gefangen. Obwohl sie nicht die Kraft zur Rebellion jener Frauen besaß, welche ihr Recht auf Arbeit und Bildung in einer männlichen Gesellschaft kämpferisch durchzusetzen versuchten, begleitete die Hysterikerin dennoch in einer spezifischen Weise die Frauenbewegung der Jahrhundertwende.“ (S. 131)

Obwohl der Begriff 'Hysterie' mittlerweile aus der medizinischen Nomenklatur so gut wie verschwunden ist, kommt diesem als einem kulturellen Deutungsmuster weiterhin Bedeutung zu. Diesen Entwicklungsprozeß vom körperlichen Erscheinungsbild der 'klassischen' Hysterie hin zum allgemeinen Deutungsmuster, untersucht diese Arbeit in interdisziplinärer und beispielhafter Weise.

Die gesellschaftliche, wissenschaftliche, künstlerische Formierung und die Selbstformung der Körper, Verhaltensweisen, Individualitäten, Träume als auch Hoffnungen untersucht in einem weiteren Band (nach „Alltagsgeschichten“, AS 45, 1980) das Frauen-Kollektiv um (Rüdiger Brede)

Frigga Haug (Hrsg.):

**FRAUENFORMEN
SEXUALISIERUNG
KÖRPER** **2.
DER**
**Berlin 1983 (Argument-
Sonderband AS 90)**

In inspirierender Weise werden Forschungs- und Darstellungsprozeß über Körpergeschichte/ten, sozialbiologische Einheiten, Geschlechterverhältnisse und Erinnerungsarbeit zu einer Einheit geformt und eine sehr lesenswerte/lesbare Zusammenstellung von Texten präsentiert.

Ein/e interessierte/r, aufklärungsbegierige/r Leser/in hat die Möglichkeit, zwischen mehr empirisch orientierten, erzählenden und mehr abstrakt-theoretisch referierenden sowie konkret-abstrakt diskutierenden Textabschnitten zu wählen. Das Buch ist in drei Hauptkapitel unterteilt. Zuerst wird die „Erinnerungsarbeit“ als sozialwissenschaftliche Methode und konkreter Forschungsprozeß (das Identitätsproblem, das Einzelne und das Allgemeine, das Chaos des Alltäglichen, das Aufschreiben, die Bearbeitung, das Kollektiv) thematisiert.

Im zweiten Teil werden „Problemmverschiebungen“ dargestellt, wird der Discours, in dem hergestellt wird, was die Autorinnen/das Frauenkollektiv unter 'Sexualität' verstehen, entfaltet: ihre Projekte unter den Stichworten „Haare / Körper /

Sklavin / Beine“ sowie „Anmerkungen zum Kunstturnen“.

Im dritten Teil werden „Bereichskonstruktionen“ zu 'Sexualität' in Relation zu Macht, Kirche, Frauen und Körper sowie Marxismus beschrieben. Dabei werden das Wissen (über Körper, Lust etc.), die 'Herrschaft' in der Sprache, die sexuelle Vergesellschaftung und die Möglichkeiten von Sinnlichkeit untersucht. Hierbei beziehen sich die Autorinnen (dieses Bandes wie anderer Texte zur Frauentheorie) in ihrer theoretischen Produktion in besonderer, kritischer Weise auf Foucault, wie in allgemeiner auf neuere theoretische Discourse französischer Herkunft (z.B. bei Irigaray, Deleuze, Pecheux, Althusser) (siehe hier z.B. S. 7, S. 129 ff).

Wenn nach Foucault in Discoursen 'Macht' produktiv entwickelt wird und diese 'Wirkliches' produziert, werden Gegenstandsbereiche und Wahrheitsrituale (auch frauliche) in Verhaltensverhältnissen und Erkenntnisprozessen mit Effekten von 'Macht' verwoben. Auch im Bereich von 'Sexualität' werden bekanntermaßen auch Machtbeziehungen, Strategien (patriarchale oder andere) und discursive Funktionen (z.B. Normalisierungsfunktion) mit der Produktion von Sinnlichkeiten beschäftigt.

Hiermit beschäftigt sich auch die in Paris entstandene Textsammlung,

Rezensionen

auf welche abschließend hingewiesen sei:
(Rüdiger Brede)

**Philippe Aries / Andre Bejin (Hrsg.):
MASKEN DES BEGEHRENS. UMD DIE METAMORPHOSEN DER SINNLICHKEIT.
Zur Geschichte der Sexualität im Abendland-Aus dem Französischen Übersetzt von Michael Bischoff u.a. (Paris 1982) Frankfurt 1984 (S. Fischer-Verlag)**

Der vorliegende Band versammelt Texte von Ph. Aries, A. Bejin, M. Foucault, R. Fox, A. Goreau, P. Veyne u.a. zur Produktion von Sinnlichkeit und Lebensästhetik mit Perspektiven von der Antike bis zur Gegenwart. Insbesondere werden das abendländische Modell der Ehe und Formen der Autoerotik in Vergangenheit und Gegenwart sowie ihre discursive Ausgestaltung kritisch beleuchtet. Dazu wird aus der Geschichte der sexuellen Evolution das „Gesetz des entbehrlichen Männchens“ (S. 17) erläutert, ebenso die Anatomie der weiblichen Lust im 17. Jh. als auch die Interessen der Institution Kirche am Akt der Heirat und der unauflöselichen Ehe, auch über den Niedergang der Psychoanalytiker in der Moderne und den Aufstieg der Sexologen

finden sich lesenswerte Ausführungen.

Wenn der geneigte philosophische Geist alle hier wärmstens empfohlenen Texte intensiv und mit lesender Lust studiert hat, weiß er vielleicht nicht alles, was er über König/Königin 'SEX' schon immer wissen wollte doch garantiert einiges über die nicht nur akademischen Effekte seines sinnlichen Tuns.
(Rüdiger Brede)

**Norbert W. Bolz und Wolfgang Hübener (Hrsg.):
SPIEGEL UND GLEICHNIS. FESTSCHRIFT FÜR JACOB TAUBES
Würzburg 1983 (Königshausen und Neumann)**

Die von Bolz und Hübener herausgegebene Festschrift ist aus Anlaß des 60. Geburtstages Jacob Taubes erschienen.

Sie vereinigt in thematischer wie methodischer Hinsicht disparate Artikel. Jeder der sich daran beteiligenden Autoren legte zumeist eine Untersuchung aus seinem jeweiligen Arbeitsgebiet vor; so findet sich eine Untersuchung Ernst Tugendhats: „Über den Sinn der vierfachen Unterscheidung des Seins bei Aristoteles“ (S. 49 ff) ebenso wie ein Artikel von Winfried Menninghaus zu „Kant, Hegel und Marx in Lukacs' Theorie der Verdinglichung“.

Es zeigen sich zwar in einzelnen Beiträgen lockere thematische Anbindungen an Schriften Taubes, z.B. bei H. G. Krippenbergs Artikel „Über die ideologische Begründung antiken Widerstands gegen die römische Despotie“, oder bei Jürgen Ebachs Studie zum Friedens- und Ökologiedanken bei Jesaja und Vergil (S. 23 ff); aber die meisten Artikel behandeln doch speziellere Detailprobleme in immanent systematischer oder philosophiehistorischer Hinsicht. In inhaltlicher Rücksicht finden sich so unterschiedliche Artikel wie der von Wolfgang Hübener zur „Nominalismus-Legende“ in der bisherigen Philosophiegeschichte, neben einer Arbeit von Martin Puder Über „Adorno als Sprachphilosoph“ (S. 331 ff). Ein inhaltlicher Schwerpunkt der in diesem Sammelband verbundenen Artikel ist in der Beschäftigung mit Kant gegeben. Vier der dreißig hier versammelten Texte beziehen sich explizit auf Kants Philosophie. Die hier versammelten Autoren (wie z.B. E. Lenk, H.P. Duerr, O. Marquard, Klittsteiner, Derrida u.v.a.) und die mit ihnen bezeichneten Standpunkte in der Diskussion machen diesen Sammelband zu einem Kompendium der gegenwärtigen Probleme wie Schwerpunkte in der Philosophie. Neben dem schon erwähnten Kant finden sich Artikel zu Hamann, Wittgenstein und Nietzsche ebenso wie zu literaturtheoretischen (R. Faber: „Sermo humilis, Erzählung,

Moral und Rhetorik Johann Peter Hebbels“) und ethnologische Fragestellungen (F. Krämer und H.P. Duerr).

Nicht jeder dieser Artikel wird jeden Leser gleich interessieren oder inhaltlich ansprechen, dazu sind sie zum Teil zu spezifisch und detailbesessen, für manche Artikel benötigt der Leser darüber hinaus enorme Vorkenntnisse zum jeweils behandelten Forschungsgebiet. Aber die Variabilität der behandelten Themen ist auf der anderen Seite sehr anregend für den Leser, der die im gegenwärtigen historischen Kontext vorherrschenden Diskussionen in der Philosophie und in den ihr verwandten Gebieten kennenlernen will.

(Ralph Marks)

**Bernulf Kanitscheider (Hrsg):
 MODERNE
 NATURPHILOSOPHIE Würzburg 1984 (Königshausen und Neumann)**

In einer kurzen Besprechung eines Sammelbandes über die komplexe Thematik der modernen Naturphilosophie muß sich der Rezensent, ohne im Detail auf die Einzelbeiträge eingehen zu können, vorrangig an der Intention des Herausgebers orientieren. Was will Bernulf Kanitscheider, Wissenschaftstheoretiker an der Universität Gießen, mit die-

Rezensionen

sem Band leisten? Ausgehend von der Unterordnung der Philosophie unter die Wissenschaft versteht Kantscheider Naturphilosophie als Wissenschaftsphilosophie, die sowohl die sprachliche Form der wissenschaftlichen Sätze als auch den Gehalt der Wissenschaft analysiert. Es wird also weitgehend an die analytische Philosophie angeschlossen, die etwa im Sinne von H. Reichenbach Naturphilosophie als Wissenschaftstheorie der Naturwissenschaften verstanden wissen will.

Den beiden Ausgangsbestimmungen folgend, gliedern sich die als „Dokumentation“ gedachten Beiträge einerseits in Bereiche und Probleme der Naturphilosophie, in denen an Resultate der neuzeitlichen Naturwissenschaften, an Wissenschaftsphilosophie und sprachanalytische Wissenschaftstheorie angeknüpft wird, andererseits in philosophische Probleme der Naturwissenschaften, von denen hier u.a. Probleme einer physikalischen Kosmologie, der quantenmechanische Systembegriff sowie Probleme aus dem Bereich der lebenden Systeme (Kausalität, Teleologie) behandelt werden. Zu den Autoren des ersten Teils gehören u.a. Michael Drieschner, Percha, (Physik a priori?), mit einem Plädoyer, von der Quantenmechanik her die Physik „zu Ende“ zu denken; David M. Armstrong, Sydney/Australien, (Naturalistische Metaphysik), mit einer Verteidigung des Naturalis-

mus; Mario Bunge, Montreal/Kanada, (Die Wiederkehr der Kausalität), der von der Wiederentdeckung des Kausalitätsprinzips in den Wissenschaften spricht. Zum zweiten Teil stammen Beiträge u.a. von Roberte) Torretti, Puerto Rico, (Kosmologie als ein Zweig der Physik), der die Aufgabe der Konstruktion einer Quantengravitationstheorie umreißt; von Peter Mittelstaedt, Köln, (Über die Bedeutung und Rechtfertigung der Quantenlogik), der den Übergang von der klassischen Logik zur Quantenlogik aus der Sichtweise der analytischen Wissenschaftstheorie darstellt; von Gerhard Vollmer, Gießen, (Die Unvollständigkeit der Evolutionstheorie), der von der Evolutionstheorie neben der Erklärung von Mikroevolutionen auch die der Makroevolutionen erwartet und hierbei den Begriff der „Doppelfunktion“ von Organen heranziehen mochte.

Insgesamt wird in dem Sammelband ein breites naturphilosophisches Spektrum ausgebreitet, soweit Philosophen daran beteiligt sind, vorwiegend aus der Blickrichtung der analytischen Philosophie. Daher überrascht es nicht, daß Fragestellungen der materialistischen Philosophie, wie Dialektik der Natur, Natur als objektive Realität und Beherrschung der Natur durch die Gesellschaft, nicht diskutiert werden. Darin ist zweifellos auch einer der Mängel des Bandes zu sehen, in dem die Natur weitgehend auf die Wissen-

schaft reduziert wird. Lediglich der Beitrag von Hans Lenk, Karlsruhe, (Homo Faber - Demiurg der Natur) geht auf die nur allzu berechtigte Frage nach der Überstrapazierung der Natur durch die moderne Technik ein, die in dem ganz anderen Naturbegriff der Physik keine Rolle spielen kann. Indessen wäre wohl auch von einer größeren ökologischen Orientierung der Naturphilosophie der vorliegenden Richtung kaum eine Erweiterung des Naturbegriffs zu erwarten.

Der löblichen Absicht des Herausgebers, zur Überwindung der spezialwissenschaftlichen Zersplitterung in den Naturwissenschaften beizutragen, wird kaum Erfolg beschieden sein. Dazu stehen die Einzelbeiträge zu unvermittelt nebeneinander. Letztlich bleiben auch hier die angesprochenen Wissenschaften zu sehr „draußen“ trotz des Ansatzes, eine neue Synthese zwischen Naturwissenschaften und Philosophie herbeizuführen.

(Volker Bialas)

Joachim Kopper:
DIE STELLUNG DER
„KRITIK DER REINEN
VERNUNFT“ IN DER
NEUEREN PHILOSOPHIE
Darmstadt 1984 (Wissenschaftliche
Buchgesellschaft)

Wer als naiver, Kantgeschulter Rezensent J. Koppers neuestes Werk: „Die Stellung der Kritik der reinen Vernunft in der neueren Philosophie“ zur Hand nimmt und einen philosophie-historischen Diskurs zur Wirkung und Bedeutung der K.r.V. in der Philosophiegeschichte nach Kant erwartet, ist enttäuscht. Weder findet der Leser ein systematisch erklärendes Begreifen der Hauptpunkte der Kantischen Philosophie, noch eine dementsprechende Darstellung der von Kant ausgehenden und von seiner Philosophie inspirierten Philosophiediskussionen.

Der Autor interpretiert die K.r.V. aus Kants Einteilung der Fortschritte der Metaphysik in ihrem Zeitlaufe in drei Teilen: „Erstlich in das des theoretisch-dogmatischen Fortgangs, 2. in das des skeptischen Stillstandes, 3. in das der praktisch-dogmatischen Vollendung, ihres Weges, und der Gelangung der Metaphysik zu ihrem Endzwecke.“ (S. 13) Zuerst interpretiert Kopper sehr eigenwillig die Kantische Philosophie aus dem Zustand des skeptischen Stillstandes heraus, und schreitet über eine Interpretation der Zivilisationskritik Rousseaus und einer Interpretation des skeptischen Empirismus Humes zur ausgereiften Position der Vernunftkritik Kants selbst.

Rezensionen

Jede Interpretation des Autors, ob nun Rousseau, Hume oder Kant selbst betreffend, ist schwer verständlich; man möchte fast sagen, der Autor hat es darauf angelegt, die klare Diktion und Begrifflichkeit Kants selbst noch einmal in einem Akt der Remystifizierung zu verklären, um dem ganzen Werk die philosophisch-eigentümliche Schwere und Durchdachtheit zu verleihen. Einige Beispiele dieser Interpretationskraft Koppers sollten hier zur Illustrierung meiner These herangezogen werden: „Das Geschehen des sich Verstehens als Zufälligkeit und die Notwendigkeit der Wissenschaften liegen nicht auf einer Ebene: die wissenschaftliche Einsicht in ihrer Notwendigkeit ist der Ausdruck und das Sichgestalten des Geschehens des Sichverstehens, das Geschehen unbedingter Bedeutung ist, die sich aus der Zufälligkeit heraus als solche gestaltet und hier erst die Möglichkeit gewinnt, sich aus dem Gegebenen für sich selbst zu bestätigen.“ (S. 31)

Wer dies versteht, und das alles im Rahmen einer ebenso schwierigen Rousseauzeption, der muß vom begnadeten „Sichverstehen des Verstehens der Vernunft“ begleitet sein. In diesem Zusammenhang auf das Adornosche Verdikt des Jargons der Eigentlichkeit zu verweisen, wäre eine Möglichkeit, der Sprachartistik und der tief sinnigen Interpretation Koppers auf die Spur zu kommen. An dieser Stelle sollte noch pars pro

toto eine kurze Erklärung Koppers zur Bestimmung des Privateigentums mitgegeben werden, um den Leser auf die Diktion des Textes aufmerksam zu machen, und darauf, wie über eine Mystifikation der Sprache der sachliche Gehalt der Aussagen einfach „unverständlich“ wird: „Das Privateigentum ist nicht eine Einrichtung, zu der der Mensch sich aus dem Sichverstehen, das er im Anfangszustand war, aus sich heraus entscheiden könne. Er tritt ins Privateigentum als in ein Sichbestimmen ein, das selbst auf die Wiese der Verhältnisse, in denen er sich findet, und als ein Sichgestalten dieser Verhältnisse stattfindet.“ (S. 25) Weitere, in ähnlichem Kontext gehaltene Interpretationen Koppers zu Descartes, Leibniz, Hume, Hegel, Schopenhauer und als Höhepunkt Heidegger, sind in diesem Werk versammelt. Für einen Leser, der ohne genaueste Kenntnisse der Kantischen Philosophie an den Kopperschen Text herangeht, ist die Entschlüsselung und Wiedererinnerung an ein wichtiges Stück der Philosophiegeschichte des deutschen Idealismus nicht zu schaffen. (Ralph Marks)

Reinhard Lauth:
**DIE TRANSZENDENTALE
NATURLEHRE FICHTES
NACH DEN PRINZIPIEN**

**DER
WISSENSCHAFTSLEHRE
Hamburg 1984 (Meiner-Verlag)**

Die wichtigste Voraussetzung zum Verständnis des erklärten Lauthschen Vorhabens, die Grundzüge der allgemeinen Naturlehre Fichtes aus den obersten Prinzipien der Wissenschaftslehre zu rekonstruieren. Ist sein schon in anderen Werken anzutreffendes Bestreben, die Fichtesche Philosophie in seiner philosophischen Dignität von der eines Hegels und Schellings, besonders in dem behandelten Zeitraum nach dem Bruch der Letzteren mit dem Ersteren (1801 ff), herauszustellen.

Wie Lauth schon in der Einleitung deutlich zum Ausdruck bringt, war es bisher ein Desiderat der Forschung zum deutschen Idealismus, daß bisher keine Studie zur Naturlehre Fichtes vorlag. Er verschweigt auch nicht zwei wesentliche Gründe für dieses Fehlen anzugeben, erstens die durch die Philosophiegeschichte vermittelte Kritik Schellings, Hegels u.a. an der für sich damals offensichtlichen Schwäche Fichtes, ein eigenständiges System der Naturphilosophie in geschlossener Form aus der Wissenschaftslehre darzulegen und zu veröffentlichen. Der zweite Grund liegt in Fichtes schwankender Haltung der Naturphilosophie zu seinem eigenen Systemansatz. Die dies bezeugenden Aussagen Fichtes erwähnt auch

Lauth in diesem hier vorgestellten Buch.

Dieser nun seinerseits unternimmt den interessanten Versuch, aus den jetzt veröffentlichten Texten der Akademieausgabe die Bruchstücke dieser allgemeinen Naturlehre Fichtes „systematisch aus den erkenntniskritischen und transzendentalontologischen Voraussetzungen“ (Einleitung XVI) der Wissenschaftslehre(n) Fichtes abzuleiten. Im Gegensatz z.B. zu einer Beschäftigung mit der Naturphilosophie Schellings, liegt ein geschlossenes und auch letztgültiges Werk Fichtes zur allgemeinen Naturlehre nicht vor. Generell wäre also schon vom Rezensenten her zu fragen, ob das Lauthsche Vorhaben überhaupt der Intention seiner Fragestellung gerecht werden kann. Hat, wie die Kritik schon damals an Fichte moikierte, Fichte überhaupt beabsichtigt, eine genuine, selbständige Naturphilosophie zu entwickeln, wie dies schon Schelling in Ansätzen 1797 in den „Ideen“ versuchte? Liegt nicht schon in dem Versuch Fichtes, das „Seyn“ der Natur rein aus dem Wissen a priori transzendental abzuleiten, sein Scheitern begründet?

Das Gegenteil dieser These zu begründen, ist Lauths Unterfangen. In einem kurzen Exkurs geht Lauth auf die Kantischen Fragestellungen zu einer Naturmetaphysik ein und legt sie als wichtigste Basis zum Verständnis des Fichteschen Vor-

Rezensionen

habens dar. Anschließend referiert Lauth in fünf Teilen die verschiedenen Konstitutionsstufen des Naturaufbaus bei Fichte. Alle von Lauth aufgezeigten Bestimmungen der Naturlehre Fichtes zeigen, daß das durch das absolute Ich gesetzte Nicht-Ich bei Fichte ein Konstrukt ist; daß im wesentlichen die Unabhängigkeit der Natur gelehnet wird (was dagegen in Ansätzen in Schellings „Entwurf“ durchscheint) und alle transzendentalphilosophisch abgeleiteten Prinzipien a priori der Natur in Beziehung zum ursprünglichen Ich Bedeutung erlangen. Der nach Lauth durch diese Konstruktion Fichtes gewonnene Raum für empirische Naturforschung und induktiven Verfahren beweist nur die Idealistische Ausgangslage dieses unvollständigen Systemansatzes. Bei Fichte wird die Realität des Nicht-Ich (= Natur) vom Ich gesetzt und hat eigentlich nur Bedeutung für das moralische Handeln des Ich, desentwegen Fichte nur allgemeine Grundlagen für die Ableitung apriorischer Gesetzgebung der Naturlehre entwickelt.

Die Folge aus dieser von Lauth detailliert beschriebenen Konstruktion ist meines Dafürhaltens, daß ein antinomischer Dualismus in der Naturphilosophie Fichtes zum Vorschein kommt. Einerseits entwickelt Fichte an verschiedenen Stellen Bruchstücke zu einer apriorischen Deduktion der Naturlehre, andererseits wird die Erkenntnis der be-

sonderen Naturgesetze unabhängig davon der reinen empirischen Induktion den Naturforschern Überlassen. In genau diesem Punkt, und das zeigen die ausführlichen und mit großer Sachkenntnis von Lauth dargelegten Bruchstücke der Fichteschen Naturlehre, unterscheidet sich das Fichtesche Vorhaben von dem Schellings und Hegels. Der vor allem vom frühen Schelling angestrebte monistische Systemaufbau der Naturphilosophie bezweckte die besonderen, auch empirisch zu verifizierenden Naturgesetze und die apriorische Grundkonstruktion der Natur aus der Natur selbst abzuleiten. Ob das aus der vorausgesetzten Identitätsphilosophie gelingen konnte, ist eine andere Frage. Entscheidend ist zumindest der idealistische Versuch, spekulativ eine von der Transzendentalphilosophie der Wissenschaftslehre Fichtes unabhängige Naturphilosophie zu entwickeln.

Die von Lauth dargelegte Studie, detailliert die Naturlehre Fichtes darzustellen, finde ich begrüßenswert und müßte durch Vorhaben ähnlicher Art zur Aufklärung der Naturphilosophie des deutschen Idealismus ergänzt werden, um genauer den enormen Versuch kritisch zu dokumentieren, auf Idealistischer Grundlage die Natur auf den Begriff zu bringen.

(Ralph Marks)

**K. Lotter / R. Melners / E. Trep-
tow (Hrsg.):
MARX ENGELS
BEGRIFFSLEXIKON
München 1984 (Beck-Verlag)**

Nimmt der geneigte Leser den Titel „Marx – Engels - Begriffslexikon“ (MEB) ernst, so erfährt er nicht nur, was der Gegenstand des vorliegenden Werkes ist, sondern zugleich, was es nicht sein will: weder ein fachspezifisch philosophisches Lexikon sei es marxistisch (wie das von Klaus/Buhr) oder nicht -, noch ein Wörterbuch des Marxismus sei es kritisch (wie das von Labica bzw. Haug) oder nicht. Nicht zuletzt am so selbst gesetzten Anspruch wird das MEB zu messen sein.

Gegenstand sind also die Grundbegriffe im (ganzen) Marx Engelschen Denken, so wie sie in ihren Werken Niederschlag gefunden haben. Dabei wird von den Herausgebern unterstellt, daß die Herausgabe ihrer Arbeitskraft heute in dieser Form legitim und notwendig sei. Dies, da vielerseits von einem geschwundenen Interesse am Marxismus und damit an Marx und Engels gesprochen und geschrieben wird, da von mangelnder Aktualität oder von Obsoletheit des Marxismus die Rede ist, da von der Krise des Marxismus die Kunde geht.

Und doch: Die Auseinandersetzung um marxistische Theorie und Posi-

tionen findet statt, wie etwa in der BRD die Kontroverse zwischen IMSF/„Marxistische Blätter“ und „Argument“/W.F. Haug um das in Frankreich erschienene „Kritische Wörterbuch des Marxismus“ und dessen deutscher Ausgabe bzw. der allgemeinere Rahmen, in dem diese Kontroverse geführt wird, zeigt. (Wenngleich sich bei aller Notwendigkeit des Kampfes um marxistische Positionen gerade hier die Ahnung einstellt, daß man sich mit dem inneren marxistischen Schweinehund (der anderen) beschäftigt, während die Herrschenden Zug um Zug die Sau rauslassen.)

Insofern jede solide Auseinandersetzung um marxistische Theorie und Praxis den Rekurs auf die begründenden Quellen, auf die Schriften von Marx und Engels, erfordert, stellt das MEB, dessen Gegenstand ebendiese Quellen sind, ein nützliches, anleitendes und orientierendes Hilfsmittel (nicht mehr und nicht weniger) zu deren Studium dar, zumal der Studierwillige nicht vor einem Überangebot an Lexika dieses Genres kapitulieren muß.

Wie kann das MEB dem „Interessierten Anfänger wie dem Fortgeschrittenen“ (MEB, S. 7) diesen Dienst leisten? Jeder der gut 130 Artikel, in denen inklusive von mehr als 100 Verweisbegriffen knapp 250 Grundbegriffe des Marx - Engelschen Denkens behandelt werden,

Rezensionen

weist eine dreigliedrige Architektur auf: Vorspann - korrespondierende ausführliche Zitate - sekundäre Stellenverweise. Im „Vorspann“ - dies ein echtes Understatement, da hier die eigentliche Arbeit geleistet wurde - entwickeln die Herausgeber in systematischer Weise den Begriff, indem sie von den allgemeinsten und einfachsten Bestimmungen ausgehend zu den konkreteren und komplexeren „aufsteigen“. Das Resultat ist der entfaltete Begriff, nicht als Summe einzelner aparter Definitionen, sondern als Einheit seiner Bestimmungsmomente.

Hier scheint durch, wie ein wichtiges, jede Art von Wörterbuch betreffendes Problem angegangen wird: Wie halte ich's mit Definitionen? Marx und Engels haben ja wiederholt auf die Unzulänglichkeit und Wertlosigkeit von Definitionen hingewiesen. Puristen unter den Antidefinitionisten zitieren gern eine einschlägige Stelle in den Materlallen zum „Anti-Dühring“ von Engels, brechen aber dort ab, wo Engels einschränkt: „... Dagegen kann für den Handgebrauch (Herv.heb. i. Orig., W. H.) eine kurze Darlegung der allgemeinsten und zugleich bezeichnendsten Charaktere in einer sog. Definition oft nützlich und sogar notwendig sein, und kann auch nicht schaden, wenn man von ihr nicht mehr verlangt, als sie eben aussprechen kann.“ (MEW 20, S. 578)

Kein Lexikon kommt ohne Definitionen aus. Insofern ist die Frage, Definitionen ja oder nein, scholastisch - vulgo: müßig. Entscheidend ist mit und nach Engels (und Marx), welchen Stellenwert man ihnen zumißt, und ob man sie als starre Einzelheiten bestehen läßt oder sie als Bestimmungsmomente eines einheitlichen Ganzen eines Begriffes entwickelt und sie so als Definitionen aufhebt. (Wie W.F. Haug im „Argument“, Nr. 147/1984, S. 771 ff, zu der Einsicht gelangt, Lotter u.a. nähmen den Widerspruch zwischen der relativen Wertlosigkeit von Definitionen und der Notwendigkeit, dennoch mit ihnen arbeiten zu müssen, nicht wahr, muß bis auf weiteres sein Geheimnis bleiben. Die Bemerkung, im Vorwort sei das Problem nicht erwähnt, trifft zu. Ist aber kein Kriterium. Sein Einwand, kein Artikel trage den Namen „Definition“, ist richtig, geht aber an Gegenstand und Konzeption des MEB schlichtweg vorbei. Da wird doch nicht Polemik ohne Basis in der Sache im Spiel sein?)

Die den Bestimmungen im Vorspann zugeordneten Zitate stellen den Kern jedes Artikels dar. Hier soll nicht nur eine Fundierung der Bestimmungen ermöglicht werden, sondern auch deren historisch-genetisches Moment durch Angabe der Entstehungszeit hervortreten.

Den letzten Abschnitt der Artikel bilden Stellenverweise, die, mit einer Kurzcharakteristik versehen, ein Licht auf sekundäre Aspekte werfen und für weiterführende Studien orientierend wirken sollen.

Eine andere prinzipielle Schwierigkeit bei der Erarbeitung eines solchen Begriffslexikon liegt in der Rezeption, der Exegese. Daß dabei der „Faktor“ Subjektivität, der politische Standpunkt und interpretatorisches Vorgehen allemal eine Rolle spielen, ist trivial. Das bedeutet andererseits nicht, daß das Resultat der Beliebigkeit („ich seh 's halt so, du eben anders“) anheimfällt, zumal ein Kriterium seiner Adäquatheit immer gegeben ist: der Gegenstand selbst, hier das Gesamtwerk von Marx und Engels. Die Herausgeber versuchen, die Adäquatheit der von ihnen entwickelten Begriffe dadurch zu gewährleisten, daß sie sich „eng an Inhalt und Wortlaut der Zitate“ (HEB, S. 7) anlehnen und so durch ihre strukturierende Tätigkeit hindurch Marx und Engels weitmöglichst für sich selbst sprechen lassen.

In diesem Zusammenhang zu sehen ist auch das Problem der Selektion, sowohl der zu präsentierenden Zitate als auch der aufzunehmenden Stichwörter. Scheinen die Herausgeber bei ersteren sich von Kriterien wie Einschlägigkeit, Prägnanz und Klassizität leiten zu lassen, so ist bei letzteren erkennbar der

grundlegende Stellenwert innerhalb des gesamten Bereiches von politischer Ökonomie, Philosophie und Sozialismus maßgebend. Zugleich sind die Herausgeber jedoch um Aktualität bemüht, indem sie heute drängenden Problemen Rechnung tragen durch Aufnahme von Begriffen wie z.B. „Frieden“ oder „Menschenrechte“. Der Begriff „Ökologie“ ist nur als Verweiseintrag (auf „Natur“), nicht als eigenständiger Artikel verzeichnet. Hier wird eine Grenze deutlich: Nicht alle gewichtigen Probleme der Jetztzeit sind bei Marx und Engels auf den Begriff gebracht jede geschichtliche Zeit, jedes Jahrhundert, jede Epoche findet auch im wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß eine spezifische historische Begrenztheit. Allerdings ist der Horizont des Marx Engelschen Denkens dies kann das vorliegende Lexikon deutlich machen bedeutend weiter, als aufgeklärter Antimarxismus oder Alltagsvorurteil durch interessierte Täuschung oder blanke Unkenntnis glauben machen wollen. (Wolfgang Höpfe)